moritz

DAS GREIFSWALDER STUDIERENDENMAGAZIN

Die Nr. 164

25 Jahre

Und außerdem:

Leben als Visionär – 60 Jahre | 16

Leben mit *moritz.* – 6 Jahre *UNI.DOKU* | 33

Leben in der Hafenstadt – 775 Jahre | 42

Leben für die Kunst – 35 Jahre | 48

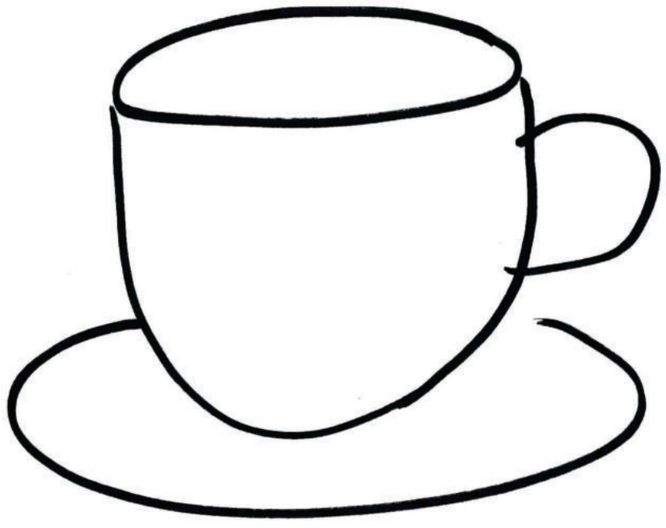
Wir haben die langsamste Kaffeemaschine der Welt.*

Aber wir sind immer aktuell, wenn es um unsere Region und ihre Menschen geht.

Mit dem Blick für das Besondere und Spaß am Alltäglichen sind wir täglich im gesamten Nordosten unterwegs.

Wenn du auch die Geschichten dieses Landstrichs erzählen möchtest, ganze Sätze formulieren und Journalismus von Aktivismus unterscheiden kannst:

Wir suchen Reporter / Volontäre / Freie Mitarbeiter (m/w/d)



Und was gibt es dafür:

- ein attraktives Gehaltsmodell mit Presseversorgung, Freie-Tage-Regelung, Sonntagszuschlag
- gut planbares Leben dank flexibler Arbeitszeiten und mobilem Arbeiten
- ein motiviertes Team von Herzblut-Journalisten
- unbefristete Festanstellung in Vollzeit (40h)
- eine offene Diskussionskultur über Themen, die Menschen in der Region bewegen
- kurze Entscheidungswege mit flachen Hierarchien

Nordkurier

* Sie ist so langsam, es muss die Langsamste sein.
Komm auf einen Kaffee vorbei, wir zeigen sie dir.
kennenlernen@nordkurier.de

V.i.S.d.P.: Gabriel Kords, Nordkurier Chefredaktion, Friedrich-Engels-Ring 29, 17033 Neubrandenburg, Tel. 0395-4575403

webmoritz.

REDAKTIONSSITZUNG:
DONNERSTAGS | 19.15 UHR
RUBENOWSTRASSE 2B

WEBMORITZ.DE
/webmoritz.de
@webmoritz
web@moritz-medien.de

moritz.magazin

REDAKTIONSSITZUNG:
MONTAGS | 19.30 UHR
RUBENOWSTRASSE 2B

MORITZ-MAGAZIN.DE
/moritz.magazin
@moritzMagazin
magazin@moritz-medien.de

moritz.tv

REDAKTIONSSITZUNG:
MITTWOCHS | 20.15 UHR
RUBENOWSTRASSE 2B

MORITZTV.DE
/moritztvgreifswald
@moritztv
tv@moritz-medien.de

Schreibe uns bei Interesse am besten einfach per Mail oder komme zur Sitzungszeit in das Dachgeschoss der Rubenowstraße 2b.

Wir freuen uns auf Dich!

Übrigens: Das Cover dieser Ausgabe ist an das Design der ersten *moritz.magazine* angelehnt. Willkommen zurück in 1998!

VORWORT

Wunschkonzert

TEXT: JONATHAN DEHN

25. Geburtstag – also ein Vierteljahrhundert ist das *moritz.magazin* schon alt. Leider sind 25 Jahre eine viel zu kurze Zeit, um unter solch vortrefflichen und bewundernswerten Studierenden zu leben! Und doch zog ich vor fünf Jahren meinen Hut und ging in die *moritz.rente*. Mittlerweile kenn ich die Hälfte von euch nur noch halb so gut, wie ich's gern möchte, und mag dafür mehr als die Hälfte von euch doppelt so gern wie noch vor fünf Jahren.

Nun wird mir als ehemaligem Chefredakteur also noch einmal die Ehre zuteil, hier meinen Senf dazuzugeben und dieses Vorwort zu schreiben. Doch wie knüpft man an an ein früheres Leben? Welche Wünsche und Empfehlungen kann man mit vermeintlicher Altersweisheit vermitteln? Vielleicht Folgendes:

→ Lasst euch nicht durch den Leistungsdruck des Studiums von den Freuden des Lebens ablenken.

→ Findet heraus, wofür es sich für euch zu leben lohnt.

→ Bildet einen Freundeskreis oder sogar eine Familie (*#moritz.family*) mit euren Mitstudierenden, indem ihr gemeinsam an Projekten oder in Initiativen arbeitet.

→ Habt dabei so viel Spaß, wie ihr nur kriegen könnt – diese Zeit eures Lebens ist viel zu wertvoll, um sich Schuldgefühle einzureden, dass man mal etwas zu wenig fürs Studium gemacht hätte.

→ Und zerfleischt euch nicht, wie es manche Menschen mit Befindlichkeiten im StuPa tun würden (ich gehe mal davon aus, dass sich das nicht verändert hat).

Vieles davon ist einfacher gesagt als getan und manches wird auch nicht so enden, wie ihr es euch vorgenommen habt. Manche Dinge kann auch die Zeit nicht heilen, manchen Schmerz, der zu tief sitzt und einen fest umklammert. Ich für meinen Teil habe zum Beispiel das Studium abgebrochen, arbeite jetzt aber beim *KATAPULT-Magazin* und bin sehr zufrieden mit der Entscheidung, da alles, was ich während des Studiums und vor allem auch bei den *moritz.medien* gelernt habe, mir jetzt enorm weiterhilft.

Wie macht man weiter, wenn man tief im Herzen zu verstehen beginnt, dass man nicht mehr zurück kann? Probiert euch aus! Das Leben mag zwar kein Wunschkonzert sein, aber für euer Lied solltet ihr den Ton angeben! Also erlaubt euch, auch zu scheitern! Und verliert nie die Neugier und den Spaß am Entdecken, Erfinden, Kreieren, Produzieren und der Wissenschaft! Das wünsche ich euch von Herzen. ⓜ

INHALT

INHALT

08 ZEITREISE
Text: Robert Wallenhauer
Ehemalige berichten

JUBILÄUM

Geburtstag | Erinnerungen | moritz.medien

6 *MORITZ.* IN SILBERNEM GLANZ
Clara Ziechner & Jette Boeck | *OPENER*

8 DER GENERATIONEN-BERICHT
Robert Wallenhauer

10 WIE WÜRDE DIESES GESPRÄCH HEUTZUTAGE AUSSEHEN?
Nele Zühlke

12 WARUM EIGENTLICH »MORITZ.MEDIEN«?
Nele Zühlke

13 EINMAL MORITZ., IMMER MORITZ.
Clara Ziechner

GREIFSWELT

Stadt | Land | Umwelt | Meer

34 EIN JAHR LANG GEBURTSTAG
Friedrike Henke | *OPENER*

36 »EIN MENSCH VON DER WASSERKANTE«
Julia Krakow

38 WAS MACHT EIGENTLICH EIN OBERBÜRGERMEISTER?
Julia Krakow

40 ZWISCHEN ZWANG UND APPELL
Anton Albrecht & Philip Woith

42 WIECK FEIERT GEBURTSTAG
Julia Krakow

43 50 JAHRE LUFTRETTUNG
Friederike Henke

38 GEFRAGT
Text: Julia Krakow
Verantwortung übernehmen

22 KORRIGIERT
Text: Julia Krakow
Debatte um Grammatik

FORUM

Politik | Gesellschaft | Diskurs | Kritik

14 ERSTI-ERINNERUNGEN
Hannah Dautwiz | *OPENER*

16 MEHR ALS NUR EIN TRAUM
May Chicou

18 WIE RUSSLAND SEINE JUGEND AUF DEN KRIEG VORBEREITET
Lara Sitzmann

20 ZIVILER UNGEHORSAM HAUTNAH
Thies Aulich

22 WIE SCHREIBT MAN RICHTIG?
Julia Krakow

KALEIDOSKOP

Kunst | Musik | Literatur | Kultur

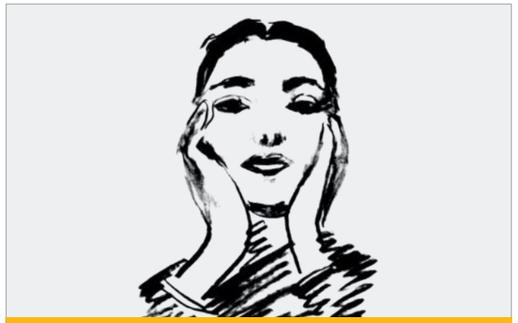
44 EINE WOHLFÜHLOASE IM UNILEBEN
Jeanne D'Arc Pfendt & May Chicou | *OPENER*

46 ÜBER KINDERBÜCHER
Janis Glück

48 EIN KÜNSTLER. EINE LEGENDE.
Zoe Bigall

50 MARIA CALLAS »LA DIVINA«
Malena Henze

52 REZENSIONEN
Janis Glück, Moritz Morszeck,
May Chicou, Zoe Bigall



50 GÖTTIN
Text: Malena Henze
Bis heute unerreicht

24 RÜCKBLICK
Text: Robert Wallenhauer
Vor 25 Jahren

UNI.VERSUM

Uni | Studium | Forschung | Lehre

24 DAMALS UND HEUTE
Robert Wallenhauer | *OPENER*

26 DIPLOMATIE, ENGAGEMENT, GEMEINSCHAFT– 15 JAHRE GREIMUN
Clara Ziechner

28 WOHLSTAND DURCH DIE UNSICHTBARE HAND DES MARKTES?
Robert Wallenhauer

30 WARUM LOSEN WIR UNSERE PARLAMENTE NICHT AUS, HUBERTUS BUCHSTEIN?
Robert Wallenhauer & Janis Glück

33 UNIDOKU BEHIND...
Sun Young-Eun | *UNI.DOKU*

REDAKTIONELLES

Kolumne | Rätsel | Interview | Satire-Comic

03 WUNSCHKONZERT
Jonathan Dehn
VORWORT

04 INHALTS-VERZEICHNIS

54 RÄTSEL
MORITZEL

56 DIE DA OBEN
Jette Boeck & Clara Ziechner
M.TRIFFT

57 25 JAHRE
Kai-Uwe Makowski
TAPIR

58 LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER
Annika Braasch
KOLUMNE

59 IMPRESSUM

03 GLÜCKWÜNSCHE
Text: Jonathan Dehn
In Fußstapfen treten

MORITZ. IN SILBERNEM GLANZ

Text & Hiintergrund:
Clara Ziechner & Jette Boeck

Wahnsinn, 25 Jahre *moritz.magazin*! Doch wie feiert man so etwas richtig? Schmeißt man eine Party und lässt die Sektkorken knallen oder schwelgt man still und heimlich in Erinnerungen? Letzteres ist für uns eher schwer umzusetzen, da man in der Regel nur wenige Jahre aktives Mitglied der Redaktion ist. Dennoch kommt aktuell eine feierliche Stimmung unter den Redakteur*innen auf und wir haben alle das Gefühl, Teil von etwas Besonderem zu sein. In der Planung dieser Jubiläumsausgabe ist uns bewusst geworden, wie lang 25 Jahre eigentlich sind. Die meisten von uns waren 1998 noch nicht einmal geboren! Es ist beeindruckend, wie viele Menschen das *moritz.magazin* schon geprägt haben muss. Im Laufe der Jahre haben unzählige Studierende hier die Chance für kreativen Austausch genutzt, Geschichte(n) geschrieben, Praktikumsstunden gesammelt, Verantwortung übernommen oder sogar ein zweites Zuhause gefunden.

Auch uns hat die Zeit bei den Medien bereits jetzt bewegt und so hoffen wir auf weitere 25 Jahre, die das Magazin bestehen bleibt. Wir wünschen allen zukünftigen Redakteur*innen, dass sie ihrer Kreativität freien Lauf lassen können, denn das Dachgeschoss der Rubenowstraße 2b war schon immer ein Ort, an dem Ideen verwirklicht und Träume geboren werden. Außerdem hoffen wir, dass sich die Medien stets weiterentwickeln. Wir arbeiten immer daran, unsere Redaktionen auszubauen und unsere Fähigkeiten zu erweitern.

Abschließend wünschen wir den *moritz.medien*, dass der neugegründete Alumniverein mehr Zuwachs erhält und so unser Netzwerk stärkt. Als Mitglied kann man die Entwicklung der Redaktionen verfolgen und unterstützen. So bleibt man auch nach dem Studium ein Teil der *moritz.familie*. ⓜ

Der Generationen-Bericht

Interviews: Robert Wallenahuer | Hintergrund: Annie Spratt

Daniel Focke

2009: Layouter

2009 bis 2010: Stellvertretender Chefredakteur

2010 bis 2012: sporadische Mithilfe

Ohne die *moritz.*-Zeit wäre ich sicher nicht da, wo ich nun bin (weiterhin auch in Greifswald). Im Sommer 2009 wurde ich als Layouter fürs Magazin reingeholt, wurde fix stellvertretender Chefredakteur und blieb dem Laden von der Wollweber- bis in die Rubenowstraße ein paar Jährchen treu. Geplant war es nicht, aber auch nicht ausgeschlossen, und so bin ich nach ein paar Umwegen wieder beim Journalismus (und altbekannten Gesichtern) gelandet. Ab 2013 als Quereinsteiger und Gestalter, darf ich mich nun seit über fünf Jahren beim *Nordkurier* fester Redakteur schimpfen.

In meiner schönen *moritz.*-Zeit lernte ich viele tolle, journalistisch motivierte und neugierige sowie eigenwillige Menschen in- und außerhalb der Redaktionen kennen; mit vielen bin ich heute noch gut befreundet. Mit lustigen Leuten haben wir viel Ernstes, Doofes und Spaßiges ausprobiert, haben gelacht, uns gefetzt, gefeiert, gegen Politik, Rektor und Profs gestänkert, auch StuPist*innen genervt, die uns dann in nächtlichen Sitzungen einschläferten.

Wir haben Glashagen unsicher gemacht, standen zusammen im verstrahlten Lubminer Atommülllager und im Jugendknast, haben gemeinsam Hefte wegen Abmahnungen geschwärzt, tonnenweise Papier durch die Stadt geschleppt, die alte Wollweber-Redaktion zum Abschied auseinandergefeiert, potthässliche Bundeswehr-Anzeigen gedruckt – und diese dann durch den Redaktionsbriefkasten »zurückgeschickt« bekommen.

Wir haben uns ausprobiert, Fehler gemacht und es besser gemacht, dabei von älteren Moritzen gelernt und auch emanzipiert, die große Arndt-Debatte und Uni-Umbenennung angefeuert und dokumentiert und auch mit den verrückten Webmoritzen und TVlern viel rumgemuchtet. In den letzten Jahren habe ich die *moritz.medien* aus den Augen verloren. Bin aber happy, dass es die Redaktionen, motivierte Leute und auch Kai-Uwe und seinen *Tapir* noch gibt. Das Gelernte über die Menschen und die Region und die vielen Kontakte halfen mir enorm und ich bin mit vielen Alt-Moritzen weiterhin verbunden, von denen viele ja auch im (hiesigen) Journalismus erfolgreich ackern.

Corinna Schlun

2011 bis 2012: Layouterin und Redakteurin

2012 bis 2013: Stellvertretende Chefredakteurin

2013 bis 2014: Chefredakteurin

Bist du dem Journalismus treu geblieben? Was machst du heute?

Während ich dem klassischen Journalismus nicht mehr folge, bin ich nach wie vor in der Kommunikationsbranche tätig. Momentan arbeite ich in einer Kommunikationsagentur und unterstütze und berate vor allem gesellschaftspolitische Institutionen wie Bundesministerien oder den Deutschen Akademischen Austauschdienst im Bereich Social Media.

Wie hat dir deine Arbeit beim moritz.magazin weitergeholfen?

Die Erfahrung beim *moritz.magazin* hat mir ein tiefes Verständnis für komplexe Themen, bürokratische Prozesse und politische Ziele vermittelt. Dieses Wissen kommt mir in meiner aktuellen Tätigkeit täglich zugute und ermöglicht es mir, präzise Kommunikationsstrategien zu entwickeln.

Was ist deine schönste Erinnerung an die Zeit beim moritz.magazin?

Unzählige Erinnerungen kommen mir in den Kopf: von den Workshop-Wochenenden in Glashagen bis hin zur unerwarteten Interviewmöglichkeit mit Angela Merkel (ok, es waren nur zwei Fragen). Besonders prägend waren aber die langen Layout-Nächte, in denen wir Seite für Seite gestalteten, Grafiken erstellten und Texte anpassten – Momente, die Teamarbeit und Kreativität vereinten.

Was waren zu deiner Zeit in Greifswald die wichtigsten Themen/ größten Kontroversen, über die ihr bei den studentischen Medien berichtet habt?

Während meiner Zeit in Greifswald stach besonders das Thema der Universitätsfinanzierung hervor. Rund 7,8 Millionen Euro fehlten im Haushalt der Universität und führten zu Diskussionen über mögliche Institutsschließungen. Dies veranlasste uns, mit einer Vollversammlung nach Schwerin zu reisen, um dort zu demonstrieren. Und als *moritz.medien* waren wir mittendrin.

In dem Zuge ist eine besondere Erinnerung das Interview mit dem Dekan der philosophischen Fakultät, das recht spontan in den frühen Morgenstunden nach einer langen StuPa-Sitzung und einem anschließenden Barausklang stattfand. Während ich noch recht müde war, hat er mit Begeisterung von der bevorstehenden Demonstration erzählt, seine Leier aus dem Regal geholt und das komplette Institut beschallt. Einfach unvergesslich.

Jonathan Dehn gehört ebenfalls zur Reihe unserer Ehemaligen und war von 2016 bis 2018 in der Chefreaktion des moritz.magazins tätig. Jonathan hat im Vorwort dieser Ausgabe ein paar Worte an uns gerichtet.

Kai Doering

2004 bis 2005: Chefredakteur

Bist du dem Journalismus treu geblieben? Was machst du heute?

Zum Glück, ja. Nach dem Studium habe ich beim *vorwärts*, der Zeitung der *SPD*, volontiert und bin heute dort stellvertretender Chefredakteur.

Wie hat dir deine Arbeit beim moritz.magazin weitergeholfen?

Ich habe sehr viel darüber gelernt, wie man interessante Texte schreibt und Interviews führt, aber auch, wie man nicht immer ganz einfache Zusammenhänge so darstellt, dass sie auch dann verständlich sind, wenn man sich vorher nicht ewig mit einem bestimmten Thema beschäftigt hat. Im Grunde mache ich da heute nichts anderes als damals beim *moritz.* Und auch menschlich habe ich damals vieles gelernt, von dem ich heute profitiere.

Was ist deine schönste Erinnerung an die Zeit beim moritz.magazin?

Da gibt es viele, aber am meisten ist mir das »Kochen mit dem Kanzler« in Erinnerung geblieben. Wir hatten über den Wald der Uni berichtet und dabei auch mitgekriegt, dass dort jedes Jahr Wild gejagt und das Fleisch verkauft wird. Daraus entstand die Idee, den damaligen Kanzler der Universität zum Kochen einzuladen. Er kam dann tatsächlich in die Küche meiner WG in der Makarenkostraße und wir haben zusammen mit einigen Redakteur*innen Wildschwein gekocht. Er hat auch einen guten Rotwein mitgebracht.

Was waren zu deiner Zeit in Greifswald die wichtigsten Themen/ größten Kontroversen, über die ihr bei den studentischen Medien berichtet habt?

Ich denke, das war die Frage, ob die Universität weiter den Namen von Ernst Moritz Arndt tragen soll. Mittlerweile tut sie das zum Glück ja nicht mehr. Wir hatten auch mal eine Geschichte, ob Lubmin zum »Atomklo« Deutschlands wird. Die hat in der Redaktion zu recht heftigen Diskussionen geführt.

Mirko Gründer

1998 bis 1999: Chefredakteur

1999 bis 2002: Redakteur

2002 bis 2004: Chefredakteur

Warum habt ihr damals das moritz.magazin gegründet?

Die *moritz.medien* entwarfen wir ja damals 1998 als neuartiges Gesamtkonzept aus mehreren verbundenen Medien, das Magazin hatte dabei die Schlüsselrolle. Es sollte guten Lokaljournalismus für die Universität liefern, etwas, was damals wirklich ganz fehlte. Also alle aktuellen und kontroversen Themen aufgreifen, Debatten führen, anstoßen und vielleicht auch bestimmen. Das hat teilweise ganz gut funktioniert, denke ich. Wohl bis heute, soweit ich das aus der Ferne beurteilen kann.

Bist du dem Journalismus treu geblieben? Was machst du heute?

Ich habe nach einem Volontariat einige Jahre als freier Journalist im Medizin- und Wissenschaftsbereich gearbeitet. Heute bin ich aber im Marketing tätig – zumindest ja ein verwandter Bereich.

Wie hat dir deine Arbeit beim moritz.magazin weitergeholfen?

Viel Recherche- und Schreibpraxis. Layout und Bildbearbeitung gelernt. Und natürlich als Chefredakteur planen, organisieren und – heute würde ich sagen – Personalführung und -motivation. Ach ja, und: keine Angst vor hohen Tieren. Es war eine prägende Zeit, von der ich heute noch profitiere.

Was ist deine schönste Erinnerung an die Zeit beim moritz.magazin?

Spannende Recherchen, wie zum Beispiel zur DDR-Vergangenheit der Uni, die damals noch recht nahe war, oder unsere Tour durch die Verbindungshäuser 2002. Und besondere Interviews, wie mit Markus Wolf, dem Chef der DDR-Auslandsspionage.

Was waren zu deiner Zeit in Greifswald die wichtigsten Themen/ größten Kontroversen, über die ihr bei den studentischen Medien berichtet habt?

Ich erinnere mich vor allem an strukturelle Reformen am Hochschulsystem, den *Bologna*-Prozess (die Einführung der Bachelor-Studiengänge) und natürlich immer wieder Kürzungen im Bildungshaushalt. Außerdem der Dauerbrenner Ernst Moritz Arndt, historische Aufarbeitungsprozesse zur Nazi- und DDR-Zeit, Rechtsruck in der Stadt, studentische Verbindungen. Viele dieser Themen sind ja heute auch noch auf die eine oder andere Art aktuell, soweit ich weiß…

Kim und Kerstin

Eine Soap in 87 Folgen

Folge 1: Die neue Wohnung

Kerstin sitzt am Tisch in der Küche der gemeinsamen WG in der Brünzower Wende. Eben erst hat sie ihr Vater mit dem Trecker aus Wolgast hergebracht, sie hat selbstbewußt beim Abschied nicht geweint und stellt sich nun auf die verlängerte Schulzeit ein. Ein Schlüsselbund klappert an der Tür, Kerstin packt ihre Schokolade weg und schnappt sich die OZ. Kim betritt die Szene.

Kim: Hi!
Kerstin: *blickt auf* Hallo.
Schweigen.
Kim: Hi, ich bin die Kim!
Kerstin: Hallo.
Kim schaut verlegen in der Küche herum.
Kim: Und, wie gefällt dir unsere Wohnung?
Kerstin: Ganz nett.
Schweigen.
Kim: Du bist also die Kerstin. Nett, dich auch mal live und in Farbe kennenzulernen, hihi.
Kerstin: Kerstin Müller, ja.
Kim: Kerstin Müller, aha. Und wie gefällt dir dein Zimmer?
Kerstin: Für vier Tage die Woche reicht's.
Kim: Für vier Tage die Woche?
Kerstin: Am Wochenende fahre ich immer nach Haus.
Kim: Hm. Na, ich geh dann mal in mein Zimmer.
Kim geht aus der Küche hinaus. Kim, neu aufgepeppt, klopft an Kerstins Zimmer. Man hört Schokoladenpapier rascheln, eine Schublade wird zugemacht.
Kerstin: *aus dem Zimmer* Ja.
Kim: *öffnet die Tür* Hast du Lust, mit in die Stadt zu kommen?
Kerstin: Nö, schon alles gesehen.
Kim: Hast du kein Hunger? Ich will in die Mensa.
Kerstin: Ist mir zu weit.
Kim: Hm.
Schweigen. Kim lehnt sich an den Türrahmen.
Kim: Wo liegt das eigentlich: Wolgast?
Kerstin: Kurz vor Usedom.
Kim: Wow, das ist ja super. Dann hast du's ja im Sommer gar nicht weit zum Strand.
Kerstin: Doch. Mehr als 'ne halbe Stunde zu Fuß.
Kim: Was soll ich da erst sagen? Von Düsseldorf aus sind es zwanzig Stunden bis zur Nordsee. Wegen dem Stau.
Kerstin: Und was ist mit der Donau? Die ist doch total nah. Warum geht Ihr da nicht baden?
Kim: Du meinst wohl den Rhein? Da kriegst Du doch die Krätze, in der Pißrinne Europas.
Kerstin: Und warum bist Du hier?
Kim: Ich wollte an 'ne kleine Uni im Norden. Und ich wollte endlich mal in den Osten. Meine Eltern waren super schockiert, als ich ihnen das gesagt habe.
Kerstin: Die waren wohl noch nicht hier?
Kim: Doch, gerade deswegen. Sie waren in Wolgast.
Kerstin: Hmpf. Schweigen.
Kim: Ich geh' jetzt in die Mensa. Willst Du nicht doch mitkommen?
Kerstin: Was gibt's denn?
Kim: *Holt Speisekarte aus der Tasche* Mecklenburger Kartoffelsuppe mit Fleischeinlage, Holzfällersteak, Gyros und Tofu-Bratwurst.
Kerstin: Hört sich nicht sehr lecker an.
Kim: Naja, so gut wie bei Muttern wird es nicht sein. Na komm schon!
Kerstin: Hmmm.
Kerstin zieht sich den Parka und die Willow-Turnschuhe an und geht mit Kim los.
Kerstin: Wo willst Du denn hin? Zur Bushaltestelle geht's da lang!
Kim: *guckt erstaunt* Bushaltestelle??? Wir fahren doch mit meinem Golf!
Kerstin: Ach so!
Beide steigen ein, fahren durch die Stadt. Kim betätigt ständig Lichthupe und Hupe und grüßt ständig Leute, kommentiert das für Kerstin.
Kim: Das war ein Freund von der Schwester von einer, die ich aus Düsseldorf mitgenommen habe. Sie wollte nach Berlin, das ist doch hier irgendwo.
Kerstin guckt genervt aus dem Fenster.
Kim: Guck mal, die Klosterruine! Ist ja super!
Sie kommen an der Mensa an, Kim parkt ein. Beide betreten das Foyer.
Kim: Hallo, Andi!
Andi: Ich bin der Tommy.
Kim: Oh, sorry Andi! Hey, das ist ja Lars! Hallo Lars!
Lars: Ich bin aber Nils.
Kim: Oh, sorry! Hey, da ist ja Nicole! Hallo Nicole!
Nicole: Ich bin Andi!
Kerstin: *will zeigen, daß auch sie Leute kennt* Guck mal, ich glaube das ist Sven! Guten Tag, Sven!
Sven dreht sich um und verschwindet im Gedränge. Kim und Kerstin gehen die Treppe hoch und stellen sich an die erste Schlange an. Es vergehen 15 Minuten.
Kim: Eine Tofu-Bratwurst mit Pommes und einem Schuß Soße, bitte.
Mensa-Angestellte: Hier gibt's nur Suppe.
Kerstin: Mutti?!
Mensa-Angestellte: Kerstin?! Was machst Du denn hier?
Kerstin: Warum hast Du mir nie gesagt, daß Du hier arbeitest?

kum & jaane

Auszug aus Ausgabe 1

Wie würde dieses Gespräch heutzutage aussehen?

Text: Nele Zühlke

Luisa sitzt am Tisch in der Küche der gemeinsamen WG in der Brünzower Wende. Eben erst ist sie mit ihrem 49-Euro Ticket aus Wolgast gekommen, sie hat selbstbewusst beim Abschied von ihren Eltern nicht geweint und stellt sich nun auf die neue Zeit in Greifswald ein. Ein Schlüsselbund klappert an der Tür, Luisa packt ihre Schokolade weg und schnappt sich ihr Handy. Lena betritt die Szene.

Lena: Hi!
Luisa: *blickt auf* Hallo.
Schweigen.
Lena: Hi, ich bin die Lena!
Luisa: Hallo.
Lena schaut verlegen in der Küche herum.
Lena: Und, wie gefällt dir unsere Wohnung?
Luisa: Ganz nett, aber auf den Bildern im Internet sah sie schöner und größer aus.
Schweigen.
Lena: Du bist also Luisa. Schön, dich auch mal in Reallife kennenzulernen, hihi.
Luisa: Luisa Müller, ja.
Lena: Luisa Müller, aha. Und wie gefällt dir dein Zimmer?
Luisa: Für vier Tage die Woche reicht's.
Lena: Für vier Tage die Woche?
Luisa: Am Wochenende fahre ich immer mit dem Zug nach Hause.
Lena: Hm. Na, ich geh dann mal in mein Zimmer.
Lena geht aus der Küche hinaus. Lena, neu gestylt, klopft an Luisas Zimmer. Man hört Schokoladenpapier rascheln, eine Schublade wird zugemacht.
Luisa: *aus dem Zimmer* Ja.
Lena: *öffnet die Tür* Hast du Lust, mit in die Stadt zu kommen?
Luisa: Nö, schon alles gesehen.
Lena: Hast du keinen Hunger? Ich will in die Mensa.
Luisa: Ist mir zu weit. Ich bestelle mir lieber etwas.
Lena: Hm.
Schweigen. Lena lehnt sich an den Türrahmen.
Lena: Wo liegt das eigentlich: Wolgast?
Luisa: Kurz vor Usedom.
Lena: Wow, das ist ja super. Dann hast du's ja im Sommer gar nicht weit zum Strand.
Luisa: Doch. Mehr als eine halbe Stunde zu Fuß.
Lena: Was soll ich da erst sagen? Von Düsseldorf aus sind es zwanzig Stunden bis zur Nordsee. Wegen des Staus.
Luisa: Und was ist mit der Donau? Die ist doch total nah. Warum geht ihr da nicht baden?
Lena: Du meinst wohl den Rhein. Neee, das ist nicht so cool! Ich würde lieber in einem richtigen Meer baden gehen.
Luisa: Und warum bist Du hier?
Lena: Ich wollte an eine kleine Uni im Norden. Und ich wollte endlich mal von Zuhause weg. Meine Eltern waren allerdings nicht so begeistert, als ich ihnen das gesagt habe.
Luisa: Die vermissen dich wohl sehr, wenn du weg bist?
Lena: Oh ja. Sie sind aber auch super vorsichtig, wenn es um meine Sicherheit geht. Meine Mutter sagt immer: »Man kann ja nie wissen, wenn man eine Frau ist.«
Luisa: Hmpf. Das kenne ich auch von meinen Eltern. *Schweigen.*
Lena: Ich geh' jetzt in die Mensa. Willst du nicht doch mitkommen?
Luisa: Was gibt's denn?
Lena: *Sucht die Speisekarte auf ihrem Handy.* Chili sin Carne, Pizza, Gyros und Falafel.
Luisa: Hört sich nicht sehr lecker an.
Lena: Naja, so gut wie in Restaurants wird es nicht sein. Na komm schon!
Luisa: Hmmm.
Luisa zieht sich die Jeansjacke und die Nike-Schuhe an und geht mit Lena los.
Luisa: Wo willst Du denn hin? Zur Bushaltestelle geht´s da lang!
Lena: *guckt erstaunt* Bushaltestelle??? Wir fahren doch mit meinem Golf!
Luisa: Ach so!
Beide steigen ein, fahren durch die Stadt. Lena betätigt ständig Lichthupe und Hupe, um Leute zu grüßen und kommentiert das für Luisa.
Lena: Das war ein Freund von der Schwester von einer, die ich aus Düsseldorf mitgenommen habe. Sie wollte nach Berlin.
Luisa: Guck mal, ist das die Klosterruine? Die habe ich schon gesehen als ich nach Sehenswürdigkeiten in Greifswald gegoogelt hatte.
Sie kommen an der Mensa an, Lara parkt ein. Beide betreten das Foyer.
Lena: Hallo Ramon.
Ramon: Hä? Ich bin Leonardo.
Lena: Oh, sorry Leonardo. Luisa, eins kann ich dir sagen: Wenn du denkst die Uni ist klein und du wirst schnell Leute kennen, dann irrst du dich. Es ist schwieriger als du denkst alle Namen zu lernen.
Lena und Luisa gehen die Treppe hoch und stellen sich an die erste Schlange an. Es vergehen ein paar Minuten.
Luisa: Einmal Falafel mit Bulgur und die Gemüsepfanne, bitte.
Mensa-Angestellte: Hier gibt's nur Suppe.
Luisa: Mama?! Was machst du denn hier? ⓜ

Auszug aus Ausgabe 164

Warum eigentlich »moritz.medien«?

Text: Nele Zühlke

Woher der Name *moritz.medien* stammt, ist wohl vielen Leuten ein Rätsel. Die Geschichte unseres Namens geht viele Jahre zurück und hat sogar auch noch mit einer Legende zu tun. Doch wie kam es dazu?

Es kann schon vorkommen, dass Lesende an Ernst Moritz Arndt denken, wenn sie unseren Namen *moritz.medien* hören, da dieser in einer starken Verbindung mit der Universität in Greifswald stand. Denn immerhin wurde der Name Ernst-Moritz-Arndt-Universität im Jahr 1933 angenommen und hatte jahrzehntelang in Greifswald Bestand. Da Arndt auf der Insel Rügen geboren wurde, hatte der Name zumindest auch einen regionalen Bezug. Doch der Namenspatron ist wegen antisemitischer und nationalistischer Äußerungen zu Lebzeiten (1769-1860) nach seinem Tod umstritten. Außerdem war er ein Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung und Kämpfer für ein einheitliches Deutschland, weshalb es nach etlichen Anhörungen im Senat 2018 endlich zu einer Namensänderung der Universität in Greifswald kam. Der Name »moritz.« von den studentischen Medien der Universität blieb jedoch auch nach der Änderung erhalten.

Namensfindung

Tatsächlich ist der Name »moritz.« auf einen Geist namens Moritz zurückzuführen, welcher angeblich seit Jahrhunderten in der Redaktion der *moritz.medien* lebt. Bevor es aber zu dem heute bekannten Namen »moritz.medien« kam, durchliefen der Name und auch die Zeitung einige Etappen. Nach dem Mauerfall 1989 wurde die »Universitätszeitung« gegründet. Doch die Studierendenschaft durfte damals lediglich eine Seite gestalten, weshalb sie mehr Unabhängigkeit bezüglich der Zeitung forderten. Kurz darauf entstand die eigenständige Studierendenzeitschrift *Das Zentral-Organ*, welche sich schon bald zu *Crash* umbenannte. Im Jahr 1997 entwickelte sich das Studierendenfernsehen »moritz.tv«, das ebenfalls eine Namensänderung des Magazins herbeiführte: Das *moritz.magazin* war geboren. Mit der ersten Ausgabe des Magazins im Oktober 1998 ist auch das Maskottchen, der Moritz-Geist, entstanden. Dieses Maskottchen ist aber mittlerweile bei keinem der Medien mehr zu sehen.

Die Legende

Der Legende nach soll ein junger Student namens Moritz zu Gründungszeiten der Universität Greifswald 1456 in Greifswald gelebt haben. Er habe sich zu Lebzeiten im Dachgeschoss der Rubenowstraße 2b aufgehalten und dort seine Freizeit mit seiner eigenen kleinen Bibliothek verbracht. Nach seinem Tod konnte er sich nicht von seinem Dachgeschoss trennen und so ist sein Geist auch heute noch dort verankert. Bei wem nun weiteres Interesse um Moritz geweckt wurde, kann gerne auf der Internetseite des *webmoritz.'* unter »Eine kurze Geschichte über die *moritz.medien*« die Legende um den Geist nachlesen.

Mit diesem Artikel möchten wir abschließend erneut betonen, dass wir zum Namen »moritz.« stehen und dieser nicht von Ernst Moritz Arndt abgeleitet ist. ⓜ

© Clker-Free-Vector-Images

einmal moritz., immer moritz.

Text: Clara Ziechner

Die Arbeit bei den *moritz.medien* vereint. Ab jetzt sogar auch über die Zeit beim Studium hinaus. Über Gemeinschaftsgefühle, die Vorteile von aktiver Vernetzung und die Geburtsstunde des *moritz.alumni*-Vereins.

Die *moritz.medien* bestehen bereits sehr lange. *moritz.tv*, die älteste der drei Redaktionen, gibt es inzwischen schon seit über 25 Jahren! Die Medien haben also im Laufe dieser Zeit unzählige Studierende ihre Mitglieder genannt und so einige Journalist*innen hervorgebracht. Je nachdem, wohin es einen nach dem Studium verschlägt, ist es gar nicht so leicht, dann noch den Kontakt zu ehemaligen Kolleg*innen zu halten und die Redaktionen weiter zu verfolgen. Andersherum war es so bisher auch für Noch-Aktive eher schwer, sich an Ehemalige zu wenden. Tatsächlich gab es daher bereits in jeder dieser Generationen von *moritz.menschen* die Grundidee, einen Alumni-Verein gründen zu wollen, der die Vernetzung zwischen Mitgliedern erleichtern soll. Dank der ausführlichen Vorarbeit unserer Geschäftsführerin Caroline Rock (»Ich möchte jetzt irgendwie etwas haben, wo wir diesen Kontakt halten können.«) war es in diesem Sommer nun endlich so weit: Der *moritz.alumni*-Verein konnte gegründet werden!

BESONDERE CONNECTION

Die Geschichten der *moritz.medien* sind so vielfältig wie die Gesichter, die hinter ihnen stehen. Die Redakteurinnen und Redakteure gehen mit der Zeit, und so finden sich stets neue Interessen und Strömungen unter unserem Dach zusammen. Von dieser Weiterentwicklung leben die Medien – die Redakteur*innen sind ersetzbar und es werden immer neue Studierende an die Positionen treten, die verlassen werden. Caro, die Gründungsmitglied und Teil des Vorstandes des Vereins ist, war das immer bewusst, gleichzeitig hatte sie aber den Wunsch, auch über ihre Zeit als Studentin in Greifswald hinaus Teil der *moritz.medien* zu bleiben: »Dann war das für mich relativ klar, dass ich dieses Ding gründen werde, weil es einfach Sinn gemacht hat.«

Auch von vielen Ehemaligen habe es dann in der Planungsphase »überwältigendes Feedback« gegeben, die Begeisterung und das Interesse an der Idee waren da. Selbst Redakteur*innen, die 2005 bei den *moritz.medien* waren, hatten von der Idee Wind bekommen und sich bei Caro gemeldet. Die Verbindung unter den Menschen, die die Medien auszeichnen, war also sofort gegeben.

BENEFITS

Nachdem von überall Meinungen und Geschichten zu dem Thema eingeholt wurden, ging es also in die Planungsphase. Ursprünglich bestand vor allem der Gedanke, die *moritz.medien* mithilfe eines Alumni-Vereins finanziell unterstützen zu können, um von anderen Instanzen weniger abhängig zu sein. Außerdem gab es im Laufe der Zeit schon viele Visionen, deren Umsetzung zum Teil am Mangel der finanziellen Mittel scheiterte.

Jedoch äußerten die aktiven und ehemaligen Mitglieder auch abgesehen vom Finanziellen verschiedene Anliegen, denen sich ein Alumni-Verein annehmen könnte. Durch gesammeltes Wissen und Erfahrungen könnten die aktiven Mitglieder beispielsweise in medienrechtlichen Belangen oder im Hinblick auf Kontakte in der Branche unterstützt werden. Vom engen und regelmäßigen Austausch mit den Alumni würden noch viele zukünftige (Chef-)Redakteur*innen und auch die Geschäftsführung der Medien profitieren.

Seit dem 8. August ist der *moritz.alumni* nun also eingetragener Verein mit gemeinnützigem Zweck zur Förderung von Kunst und Kultur und zur Studierendenhilfe. Ab jetzt soll es mindestens einmal jährlich ein Treffen aller Mitglieder geben, um die Vernetzung zu stärken und gemeinsam an Projekten zu arbeiten. Das erste steht bereits im November an: Bei dem jährlichen Workshop-Wochenende der *moritz.medien* wird Carsten Schönebeck in Kooperation mit unserer Geschäftsführung einen Workshop geben. Carsten hat vor rund 15 Jahren die Medien mit geformt und ist derzeit als stellvertretender Chefredakteur beim *Nordkurier* tätig. Dadurch fühle man sich abgeholt und unterstützt.

»Wohin die Reise dann geht, sieht man noch«, so Caro. Der Vorstand blickt jedoch optimistisch in die Zukunft des Vereins und das stellt die Weichen für die gelingende jahrelange Kooperation. ⓜ

»Ich finde, die* moritz.medien *sind so besonders und einzigartig, dass es sich einfach lohnt, dass es etwas Schönes ist, miteinander zu sein.« - Caroline Rock

ERSTI-ERINNERUNGEN

Text: Hannah Dautwiz
Hintergrund: Lara Sitzmann

Die Umzugskartons noch nicht ausgepackt, Greifswald war mir völlig fremd und bis auf meine Mitbewohner*innen kannte ich keine Menschenseele. Um endlich anzukommen, machte ich mich zu Beginn der Ersti-Woche auf den Weg zum Beitz-Platz (den ich ohne *Maps* nicht gefunden hätte). Ausgestattet mit einem Ersti-Beutel startete die Stadtführung. Erst spätabends schaffte ich es, einen Blick in den Beutel zu werfen. Dabei fiel meine Aufmerksamkeit direkt auf das *moritz.magazin*.

Zugegeben, mein erstes Jahr in Greifswald fällt nicht unter die klassische Definition eines Jubiläums. Zumal ein einjähriges Jubiläum bedeutungslos klingt. Aber mein erstes Jahr in Greifswald war alles andere als das und wird mir aufgrund der vielen neuen Erfahrungen immer besonders in Erinnerung bleiben.

Eine neue Stadt. Auch wenn Greifswald eine kleine Universitätsstadt ist, hat es eine Weile gedauert, bis ich mich zurechtgefunden habe. Und irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, dass es immer noch viele Orte zu erkunden gibt.

Ein neues Studium. Wie erstelle ich einen Stundenplan? Wie unterscheiden sich Vorlesungen, Seminare und Tutorien? Diese und viele weitere Fragen ließen mich zu Beginn verzweifeln. Es beruhigte mich, dass meine Komiliton*innen vor denselben Problemen standen. Und tatsächlich ist die anfängliche Überforderung im Laufe des Studiums verflogen.

Ein neues Hobby. In Greifwald hat man unzählige Möglichkeiten, sich neu auszuprobieren. Mit dem *moritz.magazin* stellte sich für mich die perfekte Gelegenheit dar. Seit Tag eins begleitet mich nun das Magazin. Daher gibt es auch keinen besseren Ort, mein einjähriges Greifswald-Jubiläum Revue passieren zu lassen, als in diesem Heft.

Falls meine Worte einige Erstis erreicht, die genau wie ich damals erschöpft und verkatert durch die Seiten blättern, würde ich euch gerne eins mit auf den Weg geben: Lasst euch auf all die neuen Erfahrungen ein, denn jede von ihnen hat Potenzial, euer Leben zu bereichern. Und wenn ihr Lust habt, dann schaut doch mal bei den *moritz.medien* vorbei! ⓜ

MEHR ALS NUR EIN TRAUM

Text: May Chicou | Hintergrund: Wallpaper Flare

I have a dream! Das ist einer der bekanntesten Sätze der Geschichte. Aber leider kennen nur wenige die Geschichte hinter dem Satz. Nun jedoch möchte ich euch anlässlich des 60. Geburtstag der berühmten Rede ein wenig über Martin Luther King und den historischen Kontext der Rede erzählen.

Wir schreiben das Jahr 1963. Es ist der 28. August. Das Wetter ist warm. Eine Menschenmenge steht vor der Lincoln-Gedächtnisstätte in Washington. Die Menschen demonstrieren für ihre Rechte. Es werden Reden gehalten. Der letzte Redner ist Martin Luther King. Ganz laut aus dem Publikum ruft die Gospelsängerin Mahalia Jackson King zu: »Erzähle ihnen von dem Traum!« Das ist der Schauplatz der Rede. Nun reisen wir mal ein wenig in der Zeit zurück und gehen wir doch mal an den Anfang.

»Ich bin [...] der Sohn eines Baptistenpredigers, der Enkel eines Baptistenpredigers und der Urenkel eines Baptistenpredigers. Die Kirche ist mein Leben und ich habe mein Leben der Kirche gegeben«

Martin Luther King Jr. wurde am 15. Januar 1929 in Atlanta geboren. Er wuchs in einer religiösen Familie auf. Seine Mutter war Lehrerin und sein Vater Pfarrer einer evangelischen Gemeinde. Nach seiner Schulzeit studierte er Theologie und erhielt 1955 seinen Doktor der Philosophie. 1954 wurde er Pastor in Montgomery, Alabama. Dort wurde ihm die Leitung der ersten großen gewaltfreien Protestaktion der Bürgerrechtsbewegung, der Boykott des öffentlichen Nahverkehrs, übertragen.

Obwohl King durch seine bürgerliche Herkunft vor der Armut geschützt war, erlebte er sehr früh Rassismus. Er wurde von zwei Persönlichkeiten beeinflusst: zum einen durch den Theologen Walter Rauschenbusch, dessen Werke ihn immer davon überzeugten, dass es notwendig sei, die christlichen Prinzipien auf soziale Probleme anzuwenden. Hier sollte man sich sowohl um die Seelen als auch um die sozioökonomischen Bedingungen kümmern, da diese die Seelen beeinflussen. Zum anderen wurde er durch Mahatma Gandhi beeinflusst. Dessen politische Philosophie bewunderte King schon seit seiner Jugend. Diesen Einfluss konnte man in Kings Politik der gewaltlosen Demonstration sehr gut beobachten. Zudem lässt sich sagen, dass die gesamte Familie King in der damaligen Schwarzen Bewegung aktiv gewesen ist. Sein Vater war der örtliche Leiter der *National Association for the Advancement of Coloured People* (*NAACP*), die einzige militante Massenorganisation der Schwarzen in den USA. Die Ehefrau von Martin Luther King, Coretta Scott, übernahm nach dessen Tod die Leitung und wird zur Präsidentin der *NAACP*.

Martin Luther King wurde Ende 1963 vom *Time Magazin* zum Mann des Jahres gewählt und erhielt 1964 den Friedensnobelpreis. Am 4. April 1968 wurde er in Memphis erschossen.

CIVIL RIGHTS MOVEMENT

Die Bürgerrechtsbewegung der 1950er und 1960er Jahre setzte sich für das Ende der rassistischen Diskriminierung der Afroamerikaner*innen ein. Unter dem Schlagwort »separate but equal« führten die Bundesstaaten im Süden der USA nach dem Ende des Bürgerkriegs die Rassentrennung in allen Bereichen des öffentlichen Lebens ein. Der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten beschloss 1954, die Rassensegregation im öffentlichen Schulsystem des Südens zu beenden. Durch dieses Urteil und den starken Widerstand gegen dessen Umsetzung wurde die ins Stocken geratene afroamerikanische Bürgerrechtsbewegung wiederbelebt. Diese Periode leitete eine Zeit des zivilen Ungehorsams ein, in der Afroamerikaner*innen sich auch außerhalb des staatlichen Schulsystems gegen Rassentrennung und Diskriminierung auflehnten.

So provozierte 1955 Rosa Parks, die Sekretärin der *NAACP*, ihre Verhaftung, als sie sich weigerte, in einem Bus zugunsten eines Weißen aufzustehen. Diese Aktion führte zu einen massiven Boykott, an dessen Spitze Martin Luther King stand. Die Proteste hielten 381 Tage an und waren erfolgreich: Der Oberste Gerichtshof erklärte die Rassentrennung in den öffentlichen Verkehrsmitteln für nichtig. Der Süden erlebte eine Welle von lokalen Kämpfen gegen die Rassentrennung, die Jim-Crow-Gesetze und für ein integriertes Schulsystem. Schwarze und weiße Aktivist*innen kämpften sowohl im Norden als auch im Süden für das Wahlrecht der Schwarzen. Die weißen Südstaatler*innen antworteten mit erneuten Gewalttaten gegen diese und die Regierungstruppen mussten wiederholt die Ordnung wiederherstellen.

Der Aufstand hat Erfolg: Die Bürgerrechtsbewegung wurde von John F. Kennedy unterstützt. Nach seiner Ermordung setzte sein Nachfolger Lyndon B. Johnson 1964 den *Civil Rights Act* und 1965 den *Voting Rights Act* durch.

I HAVE A DREAM ....

»[...] I have a dream that one day this nation will rise up and live out the true meaning of its creed: >We hold these truths to be self-evident, that all men are created equal.< I have a dream that one day on the red hills of Georgia, the sons of former slaves and the sons of former slave owners will be able to sit down together at the table of brotherhood. [...] I have a dream that my four little children will one day live in a nation where they will not be judged by the color of their skin but by the content of their character. I have a dream today! [...]«

Was einst als kleine Gruppe begann, entwickelte sich zu einer der bedeutendsten Bewegungen: Am 28. August 1963 nahmen in Washington D.C. über 250.000 Menschen, darunter Weiße, an einer friedlichen Demonstration teil. Der »Marsch auf Washington« gilt als Höhepunkt der Bürgerrechtsproteste. Dort hält Martin Luther King eine Rede, und obwohl die Redner jeweils nur fünf Minuten Zeit hatten, betrug Kings Rede 17 Minuten. Darin geht es darum, wie 100 Jahre zuvor Abraham Lincoln die Sklaven befreite, und wie Afroamerikaner*innen immer noch nicht wirklich frei sind. Er spricht über die Rassentrennung und die daraus resultierenden grundlegenden Ungerechtigkeiten, wirtschaftliche Ungleichheit, die Ziele, die erreicht werden sollen und die schwierigen Umstände und Situationen, die einige der Demonstrant*innen durchlebt hätten. Er bittet sie, fortzufahren mit der Überzeugung, »dass unverdientes Leid erlösend ist«. Er weicht hier von seinem vorbereiteten Text ab und präsentiert die berühmte »I have a dream«-Passage. Im Gegensatz dazu, was anekdotisch erzählt wurde, lässt sich beweisen, dass King die Aussage über seinen Traum nicht spontan formulierte, sondern von diesem Traum schon mehrmals zuvor gesprochen hatte.

LEGACY

Anfang der 1980er Jahre forderte eine Bewegung einen Feiertag anlässlich des Geburtstages von Martin Luther King, unterstützt durch Stevie Wonders Hit »Happy Birthday«. Ronald Reagan, der der Maßnahme lange Zeit ablehnend gegenüberstand, gab schließlich nach und weihte den dritten Montag im Januar zum »Martin Luther King Day«. Als Zeichen der anhaltenden Spannungen um die Erinnerungen an die Sklaverei im Süden und die Bürgerrechte in den beiden ehemals sezessionistischen Staaten Alabama und Mississippi wird der »Martin Luther King Day« mit dem Geburtstag von Robert Lee, dem Führer der Konföderation im Bürgerkrieg, gekoppelt.

Heutzutage gibt es verschiedene Arten von Kunstwerken, die mit Aussagen aus der Rede versehen sind. Kings Rede, insbesondere das ikonische »I have a dream!«, wird in politischen Kampagnen verwendet. »I have a dream!« ist immer noch das Motto von Freiheitsbewegungen auf der ganzen Welt. Hier wird versucht, Kings Altruismus, Integrität und Aufrichtigkeit auf andere Themen zu übertragen. Jedoch wird in der Erinnerungskultur, wie Historiker Jeanne Theoharis und Jacquelyn Dowd Hall beobachten, das Erbe King entpolitisiert. ⓜ

Wie Russland seine Jugend auf den Krieg vorbereitet

Text: Lara Sitzmann | Hintergrund: Juan Antonio Segal

Seit 2016 marschieren erneut Minderjährige in braunen Uniformen in Europa auf. Mit dem Beginn des russischen Angriffskrieg ist *Junarmija*, die paramilitärische Jugendorganisation des russischen Verteidigungsministeriums, zu einer zentralen Bewegung geworden. Diese trägt maßgeblich zum Verbreiten des russischen Narrativs der »militärischen Spezialoperation« an Schulen und innerhalb von Jugendeinrichtungen bei. Aber auch darüber hinaus stellt *Junarmija* immer weiter ein zentrales Organ der staatlichen Propaganda dar. Der Ursprung von *Junarmija* ist hierbei noch auf Sowjetzeiten zurückführen. Geschichte hat kein Jubiläum und sie hat keinen Jahrestag.

DOSAAF

Die *Freiwillige Gesellschaft zur Unterstützung der Armee, der Luftstreitkräfte und der Flotte* war bereits in den Sechzigerjahren eine zivile paramilitärische Organisation, um die Verteidigungsbereitschaft innerhalb der Bevölkerung der UdSSR zu stärken. Innerhalb der »DOSAAF« sollten Jugendliche sportlich und technisch auf den Wehrdienst für die Sowjetunion vorbereitet werden. Nach diesem Vorbild wurden auch innerhalb sowjetischer Sattelitenstaaten ähnliche Jugendorganisationen gegründet. In der DDR war dies etwa die *Gesellschaft für Sport und Technik (GST)*. Nachdem *DOSAAF* zunächst aufgelöst worden war, wurde sie 1991 unter der Abkürzung *ROSTO* wiedergegründet. Durch eine Regierungsresolution im Jahr 2009 wurde diese schließlich in *DOSAAF* umbenannt, als Anlehnung an den historischen Ursprung. Innerhalb der *DOSAAF* bündelten sich zu diesem Zeitpunkt über 6000 Jugendgruppen.

JUNARMIJA

Junarmija, zu Deutsch Jugendarmee, ist die paramilitärische Jugendorganisation des russischen Verteidigungsministeriums, welche im Jahr 2016 durch den Verteidigungsminister Sergej Schoigu gegründet worden ist. Die Organisation dient dem Zweck die zersplitterten Gruppierungen innerhalb der *DOSAAF* wieder zu einer Institution zusammenzuführen. Bei der Gründung der Organisation fasste Schoigu die Ziele von *Junarmija* laut einem Bericht der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in klare Worte: »Um junge Menschen dazu zu bringen, Russland mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, müssen die Bereitschaft und der Wille zum Dienst bereits in der Kindheit und Jugend geweckt werden.« Seitdem kommt es vermehrt zu Aufmärschen von Kindern und Jugendlichen in braunen Uniformen in Europa. Mittlerweile gehören der *Junarmija* über eine Million Kinder und Jugendliche im Alter von acht bis 18 Jahren an. Zentrale Elemente sind hierbei neben sportlichen Aktivitäten und der Ausbildung an scharfen Waffen die ideologische Erziehung der Jugendlichen sowie die Stilisierung von Kremlchef Putin zum großen Retter der Nation. Seit die Demokratiebewegung innerhalb von Russland in den 2000er und frühen 2010er Jahren immer weiter erstarkte, drohte dem russischen Staat immer mehr der Kontrollverlust über seine Menschen. Was dagegen getan werden kann? Die gerade heranwachsenden Jugendlichen sollen zu staatstreuen Erwachsenen werden, ohne kritische Fragen zu stellen – ein weiterer Schritt, um die russische Gesellschaft zu militarisieren.

Dabei ist die Mitgliedschaft in der *Junarmija* nicht immer ganz freiwillig. Für Kinder von Regierungsbeamten etwa und auch Angehörigen des Militärs wird eine Mitgliedschaft zumindest »nahegelegt«. Die Mitglieder von *Junarmija* werden des Weiteren gesellschaftlich bevorzugt, etwa durch spezielle Credits bei der Bewerbung für eine Universität. Spätestens seit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine ist *Junarmija* nicht mehr aus dem Bild der Öffentlichkeit in Russland wegzudenken.

V- DAY UND DAS MILITÄR

Am 9. Mai 1945 wurde von der Wehrmacht die bedingungslose Kapitulation im sowjetischen Hauptquartier in Berlin unterzeichnet. Durch einen staatlichen Erlass wurde der 9. Mai zum nationalen Feiertag erklärt und bereits 1945 fand die erste Siegesparade statt. Der 9. Mai als Feiertag erlebte danach sehr vereinfacht dargestellt eine durchwachsene Geschichte – wie auch Russland selbst. Spätestens seit dem 60. Jahrestag der Befreiung im Jahr 2005 wurde die Siegesparade wieder aufgenommen und immer weiter zum Propagandainstrument ausgebaut. Zentral für die Parade ist die Stilisierung vom »großen vaterländischen Sieg«, womit der Kampf der UdSSR gegen Hitlerdeutschland von 1941-1945 gemeint ist. Seit 2014 steht die »öffentliche Diffamierung von Tagen der Kriegsehre« gesetzlich unter Strafe und kann mit bis zu einem Jahr Lagerhaft bestraft werden.

Eine weitere zentrale Aufgabe der *Junarmija* ist die Unterstützung des Staates sowie der Streitkräfte am 9. Mai. Ausgewählte Mitglieder der Organisation marschieren bei der Militärparade auf dem Roten Platz in Moskau mit auf.

Und auch darüber hinaus organisieren *Junarmija*-Gruppen in russischen Städten Aktionen am 9. Mai. Vielerorts ähneln die Feierlichkeiten daher eher einer Art Propagandamission von Kindern für Kinder. Weitere Freizeitbeschäftigungsangebote der *Junarmija* sind auch die Pflege von Kriegsdenkmälern, damit der Große Vaterländische Krieg nicht in Vergessenheit gerät, und auch das Bewachen von Gedenkplätzen mit »ewigen Flammen«.

Wie sich die weitere Mobilisierung der russischen Kinder und Jugendlichen auf diese und das Land selbst auswirken wird, ist noch nicht absehbar. Was uns die Geschichte allerdings gelehrt hat, ist, immer dann besonders wachsam zu bleiben, wenn selbstübersteigernde Ideologien ein Land unterwandern und autokratische Führungspersönlichkeiten die Macht auf sich vereinen. Wenn selbst die Kindheit und Jugend sowie die Klassenzimmer eines Landes erneut nicht mehr frei von politischen Machtspielen sein dürfen – was bleibt uns da noch als Menschen? ⓜ

ZIVILER UNGEHORSAM HAUTNAH

Interview: Thies Aulich | Hintergrund: Joe Woods

Im Studium habe ich ein politiktheoretisches Seminar zu zivilem Ungehorsam belegt, in dem ein wissenschaftlicher Zugang zu den politischen Theorien des zivilen Ungehorsams im Vordergrund stand. Um mehr über seine praktische Perspektive zu erfahren, habe ich mich mit einem politischen Aktivisten von *Ende Gelände* getroffen. Mehr zu seiner Sicht auf zivilen Ungehorsam könnt Ihr in diesem Artikel erfahren.

NK ist 24 Jahre alt, studiert derzeit Sozialwissenschaften und ist politischer Aktivist. In den letzten Jahren hat er an zahlreichen Aktionen der Gruppe* Ende Gelände *mitgewirkt.* Ende Gelände *ist vor allem durch die jährlichen Protestaktionen in deutschen Braunkohlerevieren bekannt. Außerdem erlangte das Bündnis durch die Beteiligung an und Organisation von Protesten rund um das kleine Dorf Lützerath größere mediale Aufmerksamkeit.* Ende Gelände *ist neben* Fridays for Future *und der* Letzten Generation *einer von vielen Akteur*innen im Kampf für Klimagerechtigkeit in Deutschland. Die Aktionen von* Ende Gelände*, zum Beispiel das Eindringen in Kohlegruben und das Besetzen von Maschinen zum Abbau von Kohlen, bezeichnen sie selbst als eine Form des zivilen Ungehorsams.

Seit wann bist du politisch aktiv und was sind deine Beweggründe dafür, politisch aktiv zu werden?

Seit fünf bis sechs Jahren bin ich aktiv bei *Ende Gelände*. Dort habe ich auch an verschiedenen Aktionen des zivilen Ungehorsams teilgenommen. Auch davor war ich politisch engagiert. Davor habe ich mich linkspolitisch orientiert und in unterschiedliche Anlaufstellen hineingeblickt. Beispielsweise war ich Teil einer Gruppe, die hauptsächlich aus alten Männern bestand, die viel geredet, aber wenig gehandelt haben. Anschließend bin ich zu einer lokalen antifaschistischen Jugendgruppe gewechselt, durch die ich auf einer Sommerveranstaltung an einer Aktion von *Ende Gelände* teilgenommen habe. Damals hatte ich das erste Mal das Gefühl, etwas bewirken zu können. Das Thema Kohle hat mich auch sehr angesprochen.

Glaubst du, dass die gewählten Aktionsformen von* Ende Gelände *besonders dazu in der Lage sind, politische Ziele zu erreichen, und wie stehst du zu klassischen Formen der politischen Meinungsäußerung, wie zum Beispiel zu angemeldeten Demonstrationen?

Ich denke nicht, dass es auf diese Fragen eine eindeutige Antwort gibt. Schließlich kommt es immer auf die Rahmenbedingungen an. Grundsätzlich glaube ich, dass es sich bei unseren Aktionen um ein wichtiges Mittel der politischen Teilhabe handelt. Obwohl ich Kundgebungen und Demonstrationen nicht alles absprechen möchte, denke ich, dass radikalere Aktionsformen es besser ermöglichen, in zugespitzter Form konkrete Themen zu bespielen und politische Ziele zu erreichen.

Am Anfang hast du den Begriff des zivilen Ungehorsams erwähnt. Was bedeutet ziviler Ungehorsam für dich?

Für mich ist eine Aktion dann ziviler Ungehorsam, wenn man sich bewusst aus politischen Gründen gemeinschaftlich dem gesellschaftlichen beziehungsweise politischen Unrecht entgegenstellt und dabei auch gesetzliche Grenzen überschritten werden. Es geht darum, politische Ziele zu erreichen oder auf politische Missstände aufmerksam zu machen.

Für viele Theoretiker*innen des zivilen Ungehorsams ist das Brechen von Gesetzen gleichzeitig mit einer Betonung von einer besonderen, tieferen Verfassungstreue verbunden. Außerdem betont beispielsweise John Rawls, dass die Akzeptanz von Strafe einen wichtigen Bestandteil von zivilem Ungehorsam darstellt. Würdest du sagen, dass das mit deinem Verständnis von zivilem Ungehorsam übereinstimmt?

Nein. Viele Theoretiker*innen haben wahrscheinlich ein eher bürgerliches Verständnis von Demokratie und vom Rechtsstaat. Sie gehen vermutlich davon aus, dass diese Rechtsstaatlichkeit etwas ist, das man unterstützen sollte. Ich glaube allerdings nicht, dass ich mich als Akteur des zivilen Ungehorsams zwangsläufig auf die Rechtsstaatlichkeit beziehen muss. Das hängt auch mit der systematischen Frage zusammen, die ich stelle: Warum sollte ich mich auf Rechtstaatlichkeit beziehen, wenn ich diese selbst in Frage stelle?

Genauso würde ich auch der Akzeptanz der Strafe widersprechen. Klar hat es noch einen stärkeren appellierenden Faktor, wenn ich mich aufopfernd hinstelle und sage: »Hier, nehmt mich fest, ihr wisst, dass es falsch ist, aber macht es trotzdem« und damit die Ungerechtigkeit deutlich wird. Ich glaube aber, dass es bei Aktionen des zivilen Ungehorsams klar ist, auf gegebene Ungerechtigkeit zu reagieren.

In der Auseinandersetzung mit zivilem Ungehorsam wird vermehrt über Gewalt und Zwang diskutiert. Wo fängt für dich im zivilen Ungehorsam Gewalt an und welche Rolle spielt Zwang in euren Aktionen? Beispielsweise werden durch eure Aktionen aktiv Mitarbeitende in Kohlegruben an ihrer Arbeit gehindert.

Es gibt viele verschiedene Arten von Gewalt. Für mich fängt Gewalt in Bezug auf zivilen Ungehorsam dort an, wo sie sich gezielt gegen Menschen richtet und Handlungen bewusst darauf ausgelegt sind, jemanden zu verletzen.

An dieser Stelle ist es wichtig, zu betonen, dass sich unsere Aktionen natürlich nicht gegen die Arbeiter*innen in der Braunkohle richten. Uns geht es vielmehr um die Kritik am Konzern dahinter. Schon aufgrund der Verhältnismäßigkeit zwischen dem, was in Kohlerevieren passiert und was der Umwelt angetan wird, und den Umständen, denen die Arbeiter*innen aufgrund von unseren Aktionen ausgesetzt sind, stellt sich für mich gar nicht die Frage, ob das eine Form von Gewalt ist.

Glaubst du, dass Aktionen des zivilen Ungehorsams dazu beitragen, gesellschaftliche Akzeptanz für euer politisches Anliegen zu fördern?

Unsere Aktionen verstehen wir als Spielen mit der Legitimation von politischem Handeln und Rechtsbrüchen. Das Verhältnis ist wichtig, um die Akzeptanz in der Gesellschaft auszuhandeln. Aber natürlich polarisieren wir und erzeugen gleichzeitig auch Abneigung durch Provokation. Aber gerade am Beispiel der Braunkohle wurde gut deutlich, wie der Protest dazu geführt hat, dass das Thema im gesellschaftlichen Diskurs aufgenommen wurde und sich die Rezeption unserer Aktionen geändert hat. In den letzten Jahren stieg damit auch die Akzeptanz unserer Forderungen.

Trotzdem kann man natürlich nicht sagen, dass unsere Aktionen vollständig gesellschaftlich akzeptiert sind. Aber ich glaube schon, dass die Gesellschaft unseren Protest von rein destruktivem Protest zu unterscheiden weiß. Unsere Aktionen sind etwas, mit dem die Gesellschaft umgehen muss, und daher auch Teil der Meinungsfindung in einer demokratischen Gesellschaft. Generell halte ich zivilen Ungehorsam für sehr wichtig in einer Demokratie. Daher ist er auch ein Teil einer funktionierenden Demokratie und einer Gesellschaft. Aber es gibt auch Grenzen der Akzeptanz und des gesellschaftlichen Umgangs mit zivilem Ungehorsam. Das hat sich gerade in der letzten Zeit gezeigt, in der es wöchentliche Aktionen von der *Letzten Generation* gab, die mitten im Alltag der Menschen stattfanden und damit Abläufe des Staates und der öffentlichen Ordnung gestört haben.

Glaubst du, dass die* Letzte Generation *damit dem Verständnis und der Akzeptanz von zivilem Ungehorsam schaden?

Ich glaube, es gibt unterschiedliche Antworten auf die Frage: Es wird sich wohl erst zeigen. Es ist natürlich eine starke Zuspitzung des Aktivismus, schließlich trifft der Protest die Menschen sehr persönlich in ihrem Alltag und Konsum. Daher denke ich, man sollte eher an die Orte gehen, an denen das Unrecht entsteht, wie beispielsweise Industrien, um vor allem auf die systemische Frage hinter der Klimakrise zu verweisen. Obwohl ich nicht so handeln würde wie die Aktivist*innen bei der *Letzten Generation*, würde ich mich durchaus solidarisch mit ihnen zeigen, allein schon aufgrund der Repressionen, die sie erfahren.

Vielen Dank, dass du dir die Zeit für dieses Interview genommen und uns einen kleinen Einblick in deine persönliche Welt des zivilen Ungehorsams gegeben hast.

Die *moritz.medien* freuen sich über die Zusammenarbeit mit den Seminarteilnehmer*innen der Politikwissenschaft, bei der ausgewählte Inhalte gemeinsam aufbereitet und präsentiert werden können. Das Ziel der Zusammenarbeit ist es, dem Thema des zivilen Ungehorsams eine Plattform zu bieten und noch mehr Diskussionsraum zu schaffen.

WIE SCHREIBT MAN RICHTIG?

Text: Julia Krakow | Hintergrund: Dan Cristian Pădureț

Ähnlich wie die aktuelle Debatte ums Gendern sorgte vor mittlerweile 25 Jahren die Einführung der neuen Regeln zur Rechtschreibung für einen regelrechten Aufschrei in der Gesellschaft. Besonders Eltern, Lehrkräfte und Schüler*innen wehrten sich über zwei Jahre lang gegen die Reform. Allerdings ohne Erfolg. Am 1. August 1998 wurde die »neue Rechtschreibung« nach 20 Jahren Vorbereitungszeit verbindlich.

Ob »Schreib-Verhunzungen«, wie Günter Wallraff die Reform betitelte, oder »eine nationale Katastrophe«, die Marcel Reich-Ranicki in ihr sah – Kritik, Unzufriedenheit und sogar Boykott und ziviler Ungehorsam sind Folgen der Neuerungen. Klingt erst einmal sehr drastisch mit Blick darauf, dass es sich »nur« um eine Reform der Rechtschreibung handelt. Die Motivation und Hintergründe, die dahinterstecken, sind allerdings spannend.

»DIE SOGENANNTE RECHTSCHREIB-REFORM«

Die offizielle Bezeichnung für die neuen Vorgaben war »Neuregelungen der deutschen Rechtschreibung«. Mit dem Wort *Rechtschreibreform* etablierte sich jedoch relativ schnell ein Begriff, auf den die Gegner*innen ihren Unmut stützen konnten. Spätestens seit der Reformation im 16. und 17. Jahrhundert wird der Begriff »Reform« mit einer Umgestaltung bestehender Verhältnisse in Verbindung gebracht. Grund genug für viele, schon vor Einführung der neuen Regelungen Vorbehalte zu entwickeln.

Ganze Protestbewegungen entstanden als Folge. 84 Prozent der Deutschen lehnten im Juli 1998 die Reform ab – vor allem, weil sie von oben herab verordnet wurde und die Meinung der Bevölkerung in ihren Augen keine Rolle spielte. Bereits 1996 schlossen sich über 100 deutsche Intellektuelle für die *Frankfurter Erklärung* zusammen. Die Unterschriftensammlung bei der Buchmesse 1996 gilt damit als Ausgangspunkt für die folgenden Proteste, die letztendlich sogar vor das Bundesverfassungsgericht traten – mit mäßigem Erfolg.

DER DUDEN IN DER KRITIK

Der *Duden* ist in Deutschland zu dem Nachschlagewerk schlechthin geworden, wenn es um die Rechtschreibung geht. 1996 galt er jedoch als das verhassteste Buch überhaupt. Nachdem bereits wenige Tage nach der Ankündigung der neuen Rechtschreibregeln ein extra dafür verfasstes Wörterbuch erschien, zog auch der *Duden* mit einer Neuauflage nach. Allerdings legte er die neuen Regeln eher willkürlich aus. Noch ein Grund mehr für die Gegner*innen, die Reform zu verteufeln.

»Schwachsinn Rechtschreibreform – Rettet die deutsche Sprache – Der Aufstand der Dichter« war die Reaktion des *Spiegels* auf das Durcheinander. Auf dem Cover zu sehen sind bewaffnete deutsche Männer verschiedener Klassen und Zeiten, unzählige Bücher, eine Flagge und ein aufgespießter *Duden*.

BRAUCHEN WIR EINE NEUE REFORM?

Trotz der Proteste werden in Schulen und Bereichen des öffentlichen Lebens die Regelungen schon seit Herbst 1997 mehr oder weniger durchgesetzt und angewendet. Eine Übergangsfrist vom »Altschreib« zur neuen Schreibweise bis zum 1. August 2005 stimmt einige Lehrer*innen, Eltern und Schüler*innen immerhin etwas milder. Der Widerstand hält dennoch an. Auch 2005, kurz bevor die Umsetzung endgültig wurde, stiegen die Proteste erneut an. Der *Springer*-Verlag und der *Spiegel* drohten sogar an, wieder in der alten Rechtschreibung zu veröffentlichen. Allerdings war zu diesem Zeitpunkt die Reform schon weitestgehend umgesetzt.

Denn Abseits der Proteste werden vor allem in Schulen bald die Vorteile erkannt. Viele Regeln sind einfacher, was vor allem auf die Vereinheitlichung zurückzuführen ist. Nach einem kurzen Vokal folgt »ss« und nicht mehr »ß«, auch drei aufeinanderfolgende Konsonanten bleiben stehen wie in »Schifffahrt«, und bei der Getrennt- und Zusammenschreibung geht es mehr darum, Muster zu erkennen. Doch trotz dieser Vereinfachung der Regeln haben auch heute noch Schüler*innen enorme Schwierigkeiten mit der Orthografie. 22 Prozent der Viertklässler*innen erreichten 2018 den Mindeststandard nicht. Erwartet uns also 25 Jahre später die nächste Reform?

DAMALS UND HEUTE

Text: Robert Wallenhauer
Hintergrund: Simon Edl

Vor 25 Jahren erschien das erste *moritz.magazin*. Im Rückspiegel betrachtet, sind dies drei der gesellschaftlichen Highlights des Jahres 1998:

Apple brachte den ersten *iMac* auf den Markt. Der Computer mit seinem »Bondi Blue«-durchsichtigen Mantel war auf Anhieb erfolgreich. Der Release kann als Startschuss gesehen werden. Als Startschuss für den raketenhaften Aufstieg eines Technologie-Unternehmens, das es besser als die meisten Unternehmen versteht, Luxus zu vermarkten. 2023 hat *Apples* Marktwert die drei Billionen Dollar-Marke geknackt. Der kalifornische Tech-Konzern ist der erste, der diesen Wert erreicht. *Apples* Börsenwert ist damit größer als das Bruttoinlandsprodukt Frankreichs.

In der Bundestagswahl 1998 gewinnt die *SPD*. Gerhard Schröder wird Bundeskanzler und beendet die »Ära Kohl«. Die *Grünen* sind das erste Mal in einer Bundesregierung. 2023 sind *SPD* und *Grüne* wieder in Regierungsverantwortung: Die selbsternannte »Fortschrittskoalition« inklusive *FDP* streitet darüber, wie sie Maßnahmen gegen die Klimakatastrophe sozialverträglich umsetzen kann. Und wo genau im Bundeshaushalt gespart werden soll: Digitalisierung, Infrastruktur und/oder *BAföG*? Altkanzler und Putin-Freund Schröder wird von den Sozialdemokraten nicht aus der Partei geworfen.

Auch der »Kulturkampf« war vor 25 Jahren schon Thema: Im August 1998 wurde die »neue Rechtschreibung« in Schulen verbindlich. Wenn man heute die Debatten von damals liest, kann das schon an die hitzige Diskussion ums Gendern erinnern. Ein Monat nachdem die neuen Rechtschreibregeln eingeführt wurden, fand ein Volksentscheid in Schleswig-Holstein statt. Das Ergebnis: Schüler*innen im norddeutschen Bundesland wurden weiter mit den alten Regeln der deutschen Rechtschreibung unterrichtet. Erst ein Jahr später kippte der Landtag in Kiel den Volksentscheid einstimmig. ⓜ

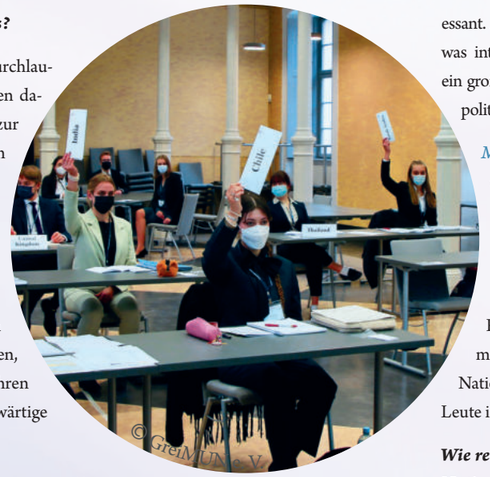
DIPLOMATIE, ENGAGEMENT, GEMEINSCHAFT – 15 JAHRE GREIMUN

Interview: Clara Ziechner

Der *Greifswald Model United Nations e. V. (GreiMUN)* simuliert die Vereinten Nationen und führt so in seiner Arbeit Aktualität, politisches Interesse und Verantwortung zusammen. Drei Mitglieder erzählen uns im Interview, was den Verein außerdem ausmacht und wie sie das 15-jährige Bestehen feiern.

Was zeichnet das Leben im Verein aus?

Hannah: Nachdem man das Seminar durchlaufen hat und bei den lokalen Konferenzen dabei war, fahren wir meist einmal im Jahr zur *NMUN* nach New York. Dann können die Leute, die Lust haben, dem Verein beitreten und sich etwa als Ressortleitung oder im Vorstand engagieren. Im Sommersemester machen wir ganz viele teambildende Maßnahmen oder Sachen, auf die wir gemeinschaftlich Lust haben. Wir machen aber auch Sachen, die im UN-Kontext relevant sind, wir fahren zum Beispiel einmal im Jahr ins Auswärtige Amt und lassen uns dort beraten.



© GreiMUN e. V.

»Das interne Netzwerk der ›GreiFamily‹ ist wirklich sehr schön zu erfahren.«
Angelina

Was muss ich mitbringen, wenn ich ein Teil von GreiMUN werden möchte?

Angelina: Ganz grundlegend ein Interesse an internationalen Beziehungen, an Diplomatie oder eben auch speziell an den Vereinten Nationen. Auch grundlegende oder gute Englischkenntnisse – das komplette Seminar findet ja auf Englisch statt – und Interesse an Rollenspielen. Das ist auch ganz wichtig und etwas, das sehr viel Spaß macht.

Hannah: Wer nicht so daran interessiert ist, vor hunderten Leuten große Reden zu halten, für die*den sind dann zum Beispiel die Diskussionen in den Working Groups spannend. Ich glaube, es ist für jede*n was dabei. Und was die englische Sprache angeht: Wir kooperieren mit Frau Hartmann von der Rechtssprachenausbildung der Rechtswissenschaften, das heißt, Vokabeln oder Negotiation-Skills auf Englisch lernt man bei uns im Seminar.

Inwiefern wirkt sich die Mitarbeit bei euch positiv auf mein Studium aus?

Angelina: Das ist breit gefächert. Also natürlich gibt es für die Jurist*innen den Englisch-Schein und für Powi-Leute das Praktikum angerechnet, aber ich glaube auch, dass es viel um Skills geht, die man durch *GreiMUN* erwirbt. Rhetorikfähigkeiten, aber auch sowas wie Research-Skills: Informationsbeschaffung und Quellenarbeit, was ja eigentlich Grundlage von allen Studiengängen ist.

Hannah: Auch einen Anwendungsbereich für Interessen zu haben und ein bisschen Projektmanagement zu erlernen, ist total wichtig und interessant. Man bleibt auch inhaltlich sehr up to date, was internationale Beziehungen angeht. Das ist ein großer Vorteil – besonders für Leute, die sich politisch engagieren, aber auch für alle anderen.

Merle: Es gibt noch dieses Projekt *UN im Klassenzimmer* und das organisieren wir jetzt im Grunde auch in Greifswald so. Der Plan ist, dass wir dann vielleicht im nächsten Schuljahr an Schulen in der Umgebung gehen können und dann im Rahmen einer Projektwoche Workshops machen und ein Planspiel der Vereinten Nationen durchspielen. Das könnte gerade für Leute interessant sein, die Lehramt studieren.

Wie reagiert ihr auf Kritik an den Vereinten Nationen?

Merle: Erstmal würde ich sagen, dass wir uns damit kritisch auseinandersetzen und dazu auch den Anspruch an uns haben, weil wir sind eben nicht die Vereinten Nationen. Wir sehen uns auch in der Rolle, das zu kritisieren und zu hinterfragen.

»Wir setzen uns mit der Kritik an den Vereinten Nationen auseinander.«
Merle

Hannah: Was auch wichtig ist: Die *Model United Nations* gibt es länger als die echten Vereinten Nationen, nämlich schon seit 1927. Außerdem ist es relevant zu wissen, dass das *MUN*-Programm auch die echten UN erreicht, und wir haben unseren Teil daran. Wir haben hier auch einen Ort, an dem wir Menschen prägen und eine kritische Reflexionsperspektive an die Hand geben können.

Welche Bedeutung haben die jährlichen Konferenzreisen nach New York für euch?

Merle: Die Reise nach New York ist immer der krönende Abschluss von der Teilnahme am Seminar, das, worauf man im Seminar hinarbeitet und sich mit den lokalen Konferenzen in Greifswald vorbereitet. Außerdem ist New York immer ein riesiger Bonding-Moment und schweißt zusammen. Trotzdem hinterfragen wir das aktuell. Aus Umwelt- und Klimaschutzgründen ist New York nämlich eigentlich nicht nachhaltig, aber auch wegen der politischen Entwicklung in den USA haben wir jetzt angefangen, uns andere *MUN*-Konferenzen in Europa anzugucken. Wir haben noch keine Lösung gefunden, aber wir sind auf der Suche nach einer Konferenz in Europa, die vielleicht mit dem Zug erreichbar ist und unsere Qualitätsansprüche erfüllt.

Angelina: Ein anderer Kritikpunkt, den ich auch noch anbringen würde, ist auch einfach das Finanzielle. Eine MUN-Konferenz in Europa hätte dann auch finanzielle Vorteile für uns, da die Reisekosten geringer sind.

Wie feiert ihr den 15. Geburtstag des Vereins?

Angelina: Wir hatten ja eine Sommerfeier, die unter dem Motto »2000s« stand. Das war so das Große, das Offensichtliche.

Hannah: Ich bin jetzt auch nochmal ins Archiv gegangen und habe alte Fotos angeschaut und das ist schon sehr beeindruckend zu sehen. Ich glaube, das ist uns dieses Jahr nochmal so super bewusst geworden, dass wir da sehr lucky sind, so lange Zeit zurückzublicken. Also quasi die Auseinandersetzung mit unserer Geschichte und all dem, worüber wir schon gesprochen haben, gehört auch dazu, diesen Geburtstag zu feiern.

Was wünscht ihr euch für die nächsten 15 Jahre GreiMUN?

Angelina: Ohne jetzt groß darüber nachgedacht zu haben, hoffe ich natürlich erstmal, dass es den Verein so noch gibt in 15 Jahren und alles fortbestehen konnte. Auch dass die Leute, die dann hier mitmachen, sich immer noch gerne engagieren, dass die Aktualität nicht verloren geht und dass weiterhin Sachen reflektiert worden sind.

Hannah: Ich glaube, auch so mit aktuellen politischen Themen wie dem Klimawandel würde ich mir wünschen, dass wir nicht in 15 Jahren noch über die gleichen Sachen reden, sondern da ist dann mein Hoffen, dass sich bei den echten politischen Actors etwas verändert. Ich würde mir auch wünschen, dass wir in 15 Jahren alle noch einmal zusammenkommen und dann 30-jähriges Jubiläum feiern, wie so ein altes Klassentreffen. Ich hoffe natürlich auch, dass wir noch ganz viele neue Initiativen gründen und neue Ideen haben und die bei uns fördern können.

Merle: Ich kann mich da nur anschließen. Ich hoffe auch, mit den Leuten aus meiner Zeit bei *GreiMUN* verbunden zu bleiben und da noch mitzubekommen, was die dann so machen. Ich bin sicher, dass alle irgendwelche ganz tollen Dinge machen werden und hoffentlich die Welt verändern. Aber auch ohne eine tiefere Bedeutung würde ich einfach nur ergänzen, dass ich uns noch ganz viele schöne Sommerfeiern, Weihnachtsfeiern und sehr lustige, spaßige lokale Konferenzen und schöne Reisen (zu welchen *MUNs* auch immer) wünsche.

Und worin seht ihr persönlich den größten Mehrwert bei GreiMUN?

Merle: Mir hat *GreiMUN* sowohl im Studium als auch bei der Bewerbung auf Praktika oder andere Dinge viel gebracht, und das ist die eine Seite des Mehrwerts für mich, aber die andere Seite ist, dass ich 2020 mit *GreiMUN* angefangen habe, in meinem ersten Semester und zu Corona – man hatte eigentlich wenig Präsenzuni und wenig Kontakt und *GreiMUN*-Menschen waren mit meine ersten Freund*innen in der Stadt. Das hatten wir auch alles schon, aber einfach so Teil dieser kleinen Familie zu werden, hat für mich den größten Mehrwert gehabt.

Hannah: Ich würde noch ergänzen, dass ich *GreiMUN* immer für einen tollen Ort halte, um eine Leidenschaft für politische Arbeit zu kultivieren. Vielleicht auch durch Auseinandersetzungen, durch Diskussionen. Das ist etwas Gutes, zu lernen, dass wenn man aus unterschiedlichen Orten oder von unterschiedlichen Positionen kommt und auf ein Ziel hinarbeitet, dass man dann eben auch Lösungen finden kann. Das hat mir persönlich total viel gebracht und ich bin ja zum Beispiel keine Powi-Studentin.

Angelina: Ich würde mich da anschließen und glaube, dass sich *GreiMUN* für mich persönlich nicht nur positiv aufs Studium auswirkt, sondern eigentlich auf das ganze Leben. Ich würde sagen, dass ich auf jeden Fall selbstbewusster geworden bin und diese interkulturellen Kompetenzen auch entwickelt habe. Das sind Sachen, die ich auch über das Studium hinaus mitnehmen werde und die mich für das Leben bereichern. Und auch einfach die Menschen dort, die Freund*innen, die ich jetzt habe. Liebe geht raus an *GreiMUN*.

Wir freuen uns, wenn wir Euer Interesse geweckt haben und Ihr uns im nächsten Seminar besuchen kommt!

Hier erreicht Ihr uns:
Instagram: *@greimun_ev*
E-Mail: *info@greimun.org*

Vielen Dank für das Interview!

© GreiMUN e. V.

WOHLSTAND DURCH DIE UNSICHTBARE HAND DES MARKTES?

Interview: Robert Wallenhauer

Der Philosoph und Ökonom Adam Smith wäre dieses Jahr 300 Jahre alt geworden. Zeit, seine Ideen mal etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Arbeitet die unsichtbare Hand des Marktes noch heute? Das erklärt Dr. Susanne Soretz, Inhaberin des Lehrstuhls für Allgemeine Volkswirtschaftslehre sowie Wachstum, Strukturwandel und Handel an der *Universität Greifswald,* im Interview mit dem *moritz.magazin.*

Frau Soretz, können Sie mir die Grundideen von Adam Smith erklären?

Adam Smith hat sehr viel zu den Grundlagen der Volkswirtschaftslehre beigetragen. Er war Moralphilosoph. Denn zu seiner Zeit gab es die Volkswirtschaftslehre als Disziplin noch nicht, und die Frage, wie eine Gesellschaft gestaltet werden sollte, war und ist Teil der Philosophie. Die berühmtesten Ideen Adam Smiths sind seine Gedanken über die Vorteile der Arbeitsteilung und die »unsichtbare Hand des Marktes«. Diese beiden Themen gehören zusammen. Die Vorteile der Arbeitsteilung sind am besten an Smiths eigenem Beispiel zu erklären: an den Stecknadeln. Wie viele Stecknadeln schafft jemand zu produzieren, wenn er*sie sowohl die Nadeln als auch die Köpfe herstellen muss? Und wie viele Stecknadeln werden produziert, wenn sich die Herstellung aufteilt – also eine*r die Nadeln macht und jemand anders die Köpfe?

Daran hat Smith gezeigt, dass insgesamt mehr produziert werden kann, wenn arbeitsteilig produziert wird. Daraus entsteht aber unmittelbar der Bedarf nach einem Koordinationsmechanismus. Wenn wir bei dem Beispiel bleiben: Der*die mit den Köpfen muss wissen, wie viele Nadeln produziert werden. Man braucht ja gleich viele Köpfe und Nadeln. Diese Vorteile der Arbeitsteilung funktionieren auch, wenn man mehrere Produkte betrachtet. Wir arbeiten effizienter, wenn einer die Brötchen backt und die andere die Stecknadeln macht. Dann müssen alle irgendwoher wissen, wie viel sie sinnvollerweise produzieren. Es entstehen Märkte, die auch regeln, wie viele Bäcker*innen und wie viele Stecknadel-Produzent*innen es gibt. Also wie groß die jeweiligen Sektoren überhaupt sind. Und das alles funktioniert, indem die Preise die Informationen über Knappheit transportieren. Das ist die Kernaussage der unsichtbaren Hand. Dafür hat Smith auch eine wunderschöne Formulierung gefunden: »Es ist nicht die Wohltätigkeit des Metzgers, des Brauers oder des Bäckers, die uns unser Abendessen erwarten lässt, sondern dass sie nach ihrem eigenen Vorteil trachten.« Indem jede*r das tut, womit er*sie am meisten Gewinne machen kann, wird das erzeugt, was die Gesellschaft am dringendsten braucht. Das ist die unsichtbare Hand des Marktes. So führt uns das Marktgleichgewicht in das soziale Optimum – wenn gewisse Bedingungen erfüllt sind.

KI-generiert mit *Dall-E*

Sind diese Grundideen eigentlich auch heute noch aktuell?

Die Grundideen sind aktuell und bewiesen. Heute nennt man es »das erste Wohlfahrtstheorem«. Es besagt: Jedes Marktgleichgewicht ist pareto-effizient. Aber das erste Wohlfahrtstheorem beinhaltet auch Einschränkungen, die ebenfalls schon lange bekannt sind. Das nennt man Marktversagen. Marktversagen kann drei Gründe haben: Zum einen sind das Externalitäten, die wir zum Beispiel überall im Umweltbereich sehen. Also, wenn die Auswirkungen des Handelns von manchen Personen Auswirkungen auf Dritte haben und diese Auswirkungen nicht kompensiert werden. Beim Verbrennen von Mineralöl beispielsweise wurde lange Zeit nicht für das entstehende CO2 und die negativen Klimafolgen bezahlt. Insofern nimmt man die Kosten fossiler Energien als zu gering wahr und der Markt kann nicht effizient funktionieren. Es müssen CO2-Preise staatlich gesetzt werden, damit das Marktergebnis effizient ist und wir keine Übernutzung der Natur haben.

Der zweite Grund für Marktversagen sind öffentliche Güter: Weil man Menschen, die beispielsweise für öffentliche Sicherheit keinen Preis entrichten, nicht von den Annehmlichkeiten ausschließen kann, ist Trittbrettfahrerverhalten rational. Solche Güter müssen durch den Staat bereitgestellt werden.

Der dritte und letzte Grund für Marktversagen ist Wettbewerb. Märkte funktionieren nur gut, wenn tatsächlicher Wettbewerb herrscht. Das heißt, wenn kein Unternehmen Marktmacht hat.

Die Geister scheiden sich bei der Betrachtung von Adam Smith: Es gibt einige Expert*innen, die ihn als eine Art »Marktextremisten« darstellen. Andere gehen in die entgegengesetzte Richtung. Wie sehen Sie ihn?

Ich glaube, dass diese zwei Positionen gar nicht so weit voneinander entfernt sind, wie es scheint. Wenn man Adam Smith in seine Zeit einordnet, ist Folgendes ganz wichtig zu verstehen: Damals haben freie Märkte eine Befreiung der Gesellschaft bedeutet. Es war noch nicht normal, dass ich einfach frei entscheiden konnte, welchen Beruf ich ausüben will, wo ich mich damit niederlasse und so weiter. Alle diese Freiheiten waren noch nicht erkämpft. Erst nach und nach kam man auf den Gedanken, dass das Wohlergehen der Einwohner*innen des Landes wichtiger ist als das Wohlergehen der Herrschenden. Liberalismus ist deswegen so eng mit der Idee der unsichtbaren Hand verbunden: Wenn man die Menschen frei entscheiden lässt, wer von ihnen ein*e Bäcker*in sein will, wie viele Bäcker*innen es dann am Ende geben wird und wie viel Brot sie backen wollen, ist das auch gut für die Gesellschaft. So sehe ich das aus heutiger Perspektive.

Und wenn wir dann Smiths Ideen um das heutige Wissen über Marktversagen ergänzen, ist das ja im Grunde die Basis, auf der wir mit unserer sozialen Marktwirtschaft stehen. Mittlerweile wissen wir: Märkte brauchen Rahmenbedingungen – es ist die Aufgabe der Wirtschaftspolitik, diese Rahmenbedingungen zu setzen. Indem wir die Effizienz der Märkte nutzen, wird der Kuchen, den wir für unsere Gesellschaft zur Verfügung haben und verteilen können, möglichst groß. Die gerechte Verteilung unseres Wohlstands ist eine gesellschaftliche Aufgabe, der wir uns stellen müssen. Gerechte Verteilung wird aber um so schwerer, je weniger eine Gesellschaft zu verteilen hat.

Insofern finde ich es fast schon üble Nachrede, wenn man sagt, dass Smith eine Art »Markt-Fetischismus« betrieben habe.

Wo kommen die normalen Bürger*innen heute mit Smiths Philosophie in Berührung?

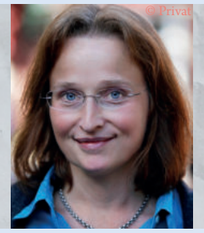
Ich glaube, dass die Normalbürger*innen in industrialisierten Ländern damit wenig bewusst in Kontakt kommen. Weil wir uns an die Vorzüge des effizienten Marktes so stark gewöhnt haben, dass wir es im Grunde wenig zu schätzen wissen.

Wir merken das eigentlich nur, wenn irgendetwas nicht hinhaut. Wenn wir zum Beispiel während der Pandemie keine Nudeln mehr finden konnten. Da merkte man plötzlich, dass uns etwas fehlte. Wenn wir jetzt, nach der Pandemie, in den Supermarkt gehen und da alles ist, was ich gerne kaufen möchte, ist das die Effizienz des Marktes. Die unsichtbare Hand des Marktes macht, dass so viele Nudeln produziert werden, wie normalerweise gekauft werden.

In der Wirtschaftspolitik kann man die Effizienz von Märkten sehr konkret wiederfinden, wenn man möchte. Man kann sich die Gaspreisbremse des vergangenen Winters anschauen. Die wirtschaftspolitischen Berater*innen der Bundesregierung waren sich einig, dass steigende Preise bei Gasknappheit wichtig sind, um die Effizienz des Marktes nutzen zu können. Wenn der Gaspreis hoch ist, wird das Gas nur dort genutzt, wo es am nötigsten gebraucht wird. Da wir eine soziale Marktwirtschaft sind, hätten die Expert*innen hohe Gaspreise über Pauschalzahlungen sozial abgefedert. Als Beispiel: Wenn man das *BAföG* jeden Monat um 500 Euro erhöht, dann hätte auch jede*r Student*in bei beliebig gestiegenen Gaspreisen die Wohnung nach individuellem Bedarf heizen können. Aber diejenigen, denen das warme Zimmer gar nicht so wichtig ist, hätten anders entscheiden können: »Für die 500 Euro gehe ich lieber ins Fitnessstudio, mache eine Weltreise oder kaufe mir Pizza«. Genau das ist die Effizienz des Marktes. Der Preismechanismus zeigt die Knappheit an und es weichen diejenigen aus, denen das besonders leicht fällt. Diese Mechanismen lasse ich ungenutzt, wenn ich so etwas wie eine Gaspreisbremse einführe. Deshalb fanden Ökonom*innen die Gaspreisbremse keine gute Idee. Leider waren aber Pauschalzahlungen im vergangenen Herbst bürokratisch nicht machbar, sodass auch die Expert*innenkommission am Ende die Gaspreisbremse empfohlen hat.

Vielen Dank für das Interview!

1993	Diplom in Wirtschaftswissenschaften an der *Universität Hannover*
1999	Promotion zur Dr. rer. pol. an der *Universität Lüneburg*
2004	Habilitation und Verleihung der Venia Legendi in Volkswirtschaftslehre an der *Universität Hannover*
seit 2007	Lehrstuhlinhaberin an der *Universität Greifswald*



WARUM LOSEN WIR UNSERE PARLAMENTE NICHT AUS, HUBERTUS BUCHSTEIN?

Interview: Robert Wallenhauer & Janis Glück

Am 18. Mai 1848 versammelte sich in der Frankfurter Paulskirche der erste gesamtdeutsche Konvent, eine Versammlung, die das erste gleich gewählte Parlament in Deutschland sein wird. Diese deutsche Nationalversammlung stand als Symbol der Hoffnung für einen durch Armut, wirtschaftliche Krisen und politische Unzufriedenheit geprägten deutschen Bund. 175 Jahre später herrscht zumindest wieder Letzteres. In Zeiten, in denen 34 Prozent der Bevölkerung sagen, sie seien wenig beziehungsweise überhaupt nicht zufrieden mit der Demokratie, stellt sich also die Frage: Wie können wir mehr Vertrauen in unsere parlamentarischen Vertreter*innen erzeugen?

Hubertus Buchstein ist deutscher Politologe und besetzt seit 1999 den Lehrstuhl für politische Theorie und Ideengeschichte an der* Universität Greifswald. *Als Vertreter der aleatorischen Demokratietheorien legt er dar, »wie durch den konkreten Einsatz des […] Zufallsmechanismus das Vernunftpotential moderner Demokratien nicht dementiert, sondern im Gegenteil gestärkt werden kann.« So argumentiert er, dass Gremiumsmitglieder und ihre Ämter ausgelost werden sollen, um mehr politische Legitimität zu schaffen.

© Mohamed Hassan

Was fasziniert Sie so sehr am Zufall?

Am Zufall fasziniert mich am meisten dessen völlige Unbeherrschbarkeit. Und was ist es überhaupt, der Zufall? Lässt er sich mathematisch nach Wahrscheinlichkeiten berechnen oder greift vielleicht die römische Göttin Fortuna ein?

Warum sollte ich dem Zufall überhaupt trauen? Wenn man darüber nachdenkt, dass der Mensch vernünftig ist, warum sollten sich nicht alle ihrer Vernunft anvertrauen und dann gemeinsam politische Entscheidungen treffen oder Menschen in politische Ämter wählen, warum sollte man das stattdessen dem Zufall überlassen?

Das Weltverständnis in unserer modernen Gesellschaft ist ein rationales. Häufig ist es aber auch ein hyperrationales, das heißt, es ist irrational rational. Was meine ich damit? Es gibt eine Reihe an Entscheidungen, bei denen es am Ende keine wirklich eindeutigen Gründe für dies oder das gibt. In solchen Fällen saugen wir uns gleichsam die Argumente für eine Entscheidung aus den Fingern. Ich nenne das eine Form der Hyperrationalität. Sie ist eine Hybris der Moderne. Stattdessen sollten wir in solchen Fällen lieber zugeben, dass es manchmal bei Personalentscheidungen oder Sachentscheidungen besser wäre, wir würden den Zufall entscheiden lassen. Zufallsentscheidungen sind zudem billiger. Besonders schwierige Entscheidungen dem Zufall zu überlassen, hat zudem den Vorteil, uns emotional zu entlasten. Klassische Beispiele dafür finden wir im medizinischen Bereich wie mit dem Problem der Verteilung einer Niere an eine Person, deren Leben davon abhängt. In solchen Fällen werden komplexe Punktesysteme kreiert, die Medizinerinnen und Mediziner mit schwierigen Gewissensfragen belasten. Um nicht missverstanden zu werden: Ich bin überhaupt nicht dagegen, dass man vor dem Entscheidungsprozess vorher Qualitäten quantifiziert; ab einer gewissen Stufe sollte man vielleicht den Zufall wirken lassen, um das verantwortliche Personal emotional zu entlasten.

Sie plädieren unter anderem für eine geloste Kammer im Europäischen Parlament, wie sollte man diese Kammer aufbauen?

Dieser Vorschlag stammt aus dem Jahr 2009, er ist also etwas älter. Zum Hintergrund: Auf Ebene der EU-Institutionen sind wir offensichtlich mit dem Problem konfrontiert, dass sich in der Wahrnehmung eines großen Teils der Bürgerschaft eine politische Elite abgekoppelt hat. Diese Feststellung ist von mir nicht als fundamentale Kritik am politischen System der EU gemeint, sondern sie basiert auf politikwissenschaftlichen Beobachtungen der subjektiven Wahrnehmungen in der Bürgerschaft. Wie lässt sich Abhilfe schaffen? Nach dem damaligen Reformvorschlag würden Bürger*innen in eine zweite parlamentarische Kammer gelost. Die Lebensrealität der Ausgelosten würde sich massiv von der Lebensrealität professioneller Politiker*innen unterscheiden. Als Michael Hein und ich 2009 diesen Vorschlag machten, waren wir uns relativ sicher: Bei einer Reihe an politischen Fragen, etwa in den Bereichen der Familien-, Sozial-, Agrar-, Umweltpolitik in der EU wären die Präferenzen, die in dieser zweiten Kamera geäußert würden, anders als die Entscheidungen, die das Europäische Parlament und die Europäische Kommission treffen.

Die Loskammer – das »House of Lots« – so unsere Überlegung, sollte die Politik also näher an die Interessen einer Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger bringen. Ich bin mir heute, im Jahr 2023, nicht mehr ganz so sicher, ob dieser Vorschlag tatsächlich eine gute Idee ist. Damals stand dahinter die Vorstellung, dass die ausgelosten Bürgerinnen und Bürger nach Expert*innenanhörung und gemeinsamen Diskussionen zu mehrheitsfähigen Positionen gelangen. In einer stark polarisierten politischen Kultur wie der heutigen funktioniert so etwas vermutlich nicht, sondern ein Teil der Menschen schreit lediglich herum und die politische Polarisierung verstärkt sich sogar noch.

Nach Befunden der Sozialforschung gibt es in der Bundesrepublik einen Anteil von circa zehn Prozent der Bevölkerung, die die Tendenz haben, sich aggressiv von anderen politischen Diskursen abzuspalten. Wenn ich also 100 ausgeloste Bürgerinnen und Bürger in einer solchen Loskammer hätte und es wären zehn Schreihälse dabei, die sich jeder sachlichen Debatte verweigern würden, wäre eine solche Kammer kein großer Gewinn. Mit anderen Worten: Ich fürchte, dass aufgrund der Zunahme des Anteils an Menschen, die eine stark aggressive Haltung haben, ein solches »House of Lots« völlig dysfunktional wäre. Das ist auch mein Einwand gegen die von der *Letzten Generation* geforderten Klimapolitik-Bürgerräten.

Wie würden Sie den Vorschlag heute gestalten?

Ich würde heute zunächst noch einmal viel genauer über die Kriterien nachdenken, die für eine Eignung von Loskammern sprechen. Im Ergebnis sehe ich zwei gute Einbaupunkte für ausgeloste Bürgergremien. Zum einen im lokalen Bereich als kommunale ausgeloste Bürgerräte. Sie widmen sich Themen, die, wie die Verkehrspolitik, kommunal breit diskutiert werden. In Greifswald denke ich dabei an die Konflikte zwischen Fahrradfahrern, Autofahrern und Fußgängern um den öffentlichen Raum. Auch solche Themen werden heiß diskutiert. Aber die empirische politikwissenschaftliche Begleitforschung von kommunalen Bürgerräten in anderen Städten und Gemeinden zeigt, dass es möglich ist, dass die Beteiligten miteinander argumentieren und zu Kompromisslösungen kommen.

Eine zweite Einbauebene sehe ich auf höherer parlamentarischer Ebene für solche Fälle, bei denen bei den gewählten Amtsträger*innen ein echtes Befangenheitsproblem vorliegt. Das sind beim Bundestag Fragen, die sich um Reformen des Wahlrechts und um die angemessene Höhe der Diäten für Parlamentarier*innen drehen. Beim Thema Diäten gibt es bei vielen Bürger*innen den von einigen Medien gefütterten Eindruck, »die Politiker bereichern sich ja nur.« Vor diesem Hintergrund wurde in den USA im Staat Washington die folgende Regelung getroffen: Es wurde ein Gremium gebildet, dass gemischt aus ausgelosten Bürgerinnen und Bürgern sowie gewählten Politiker*innen besteht, bei einem Übergewicht der Gelosten. Dieses Gremium befragt Expert*innen, diskutiert untereinander und legt dann die Entlohnungen aller politischen Amtsträger*innen fest.

© Clker-Free-Vector-Images

Im Ergebnis eines solchen Verfahrens lassen sich zwei Dinge beobachten: Zum einen sind die festgelegten Entlohnungen gar nicht so anders, als in anderen US-Staaten. Zum anderen aber ist die Akzeptanz der Diätenhöhe, also deren politische Legitimation deutlich höher und es gibt weniger populistisches Gehetze gegen gewählte Politiker*innen.

Sie gehen davon aus, dass die Gesellschaft zu polarisiert ist und andere Themen zu komplex für Loskammern auf Bundesebene sind?

Ja, da bin ich in der Tat skeptisch, wenn auch noch aus einem anderen Grund. Nehmen wir ein aktuelles Beispiel: Im Juli 2023 hat der Deutsche Bundestag zum ersten Mal einen solchen ausgelosten Bürgerrat eingesetzt, und zwar zum Themenbereich gesunde Ernährung und Ernährung in der Zukunft. Es sind 160 Bürgerinnen und Bürger ausgelost worden, die vom Bundestag beauftragt worden sind, sich über das Thema Gedanken zu machen.

Das Verfahren bei der Auslosung der Personen ist übrigens nicht rein zufällig, sondern nach Quotierungen für Altersgruppen, Geschlecht, Region sowie Ernährungsgewohnheiten erfolgt. Um sicherzustellen, dass auch Veganerinnen, Vegetarier und passionierte Schnitzelesser*innen dabei sind. Dieses Gremium soll bis Anfang nächsten Jahres in mehreren Sitzungen Eckpunkte, für eine zukünftige gute Ernährungspolitik ausarbeiten und dem Bundestag vorlegen. Ich bin sehr gespannt darauf, wie dieser Prozess ablaufen – und was der Bundestag mit diesen Vorschlägen machen wird. Wenn man solche Mittel anwenden möchte, dann sollte sich der Bundestag natürlich auch an die Vorschläge des Bürgerrates halten. Mit Blick auf die jüngsten Erfahrungen in Frankreich, wo erst unter großem Trara ein Bürgerrat zum Thema Klimapolitik eingerichtet wurde und dessen radikalen Reformvorschläge dann einfach in den Wind geschlagen wurden, bin ich auch für Deutschland skeptisch.

Scannt den QR-Code, um das gesamte Interview im *webmoritz.* zu lesen

Um es mir konkret vorstellen zu können: Ich werde ausgelost und muss in den Bundestag, um dort zu arbeiten. Warum sollte ich mein jetziges Leben vorerst hinter mir lassen und mich der Politik verschreiben? Kann ich mich nach Ihren Vorstellungen auch einfach daraus entziehen?

Die Warum-Frage wird natürlich nicht dadurch beantwortet, dass man sagt, der Zufall hat es entschieden. Die Frage an jede*n einzelne*n Ausgeloste*n ist, ob ich diese Chance wahrnehmen will oder nicht. Klar ist, dass Personen, die so etwas machen, anständig entlohnt werden müssen. Ansonsten partizipieren weder Menschen mit wenig Einkommen, weil sie es sich nicht leisten können, noch Menschen, die sehr viel Einkommen haben. Wer dennoch keine Lust hat, darf natürlich verzichten und ein anderer Ausgeloster rückt nach. Die Freiheit, sich nicht für Politik interessieren zu müssen, ist ein hohes Gut. Dabei sein werden solche Bürger*innen, die sich für ihr politisches Gemeinwesen interessieren. Es sind Personen, die sich darüber freuen, per Zufall ausgelost worden zu sein.

Vielen Dank für das Interview!

© Alexandre Lallemand

UNIDOKU behind...

EIN JAHR LANG GEBURTSTAG

Text & Hintergrund: Friederike Henke

Feste und Feiern – immer mal wieder sind die Menschen auf der Suche nach einem Anlass, um aus ihrem tristen Alltag auszubrechen. Wenn jeder Tag dem anderen gleicht, wird es Zeit, sich ein Ziel zu setzen, auf das hingearbeitet werden kann: ein Ereignis in naher Zukunft, an dem sich in der Gegenwart an Vergangenes erinnert wird, an dem alle liebgewonnen Menschen zusammenkommen und das Gefühl einer Gemeinschaft geprägt und erhalten wird.

Für Greifswald bahnt sich ein ganz besonderes Jubiläum an. Schon jetzt schafft man hier kaum drei Schritte, ohne ihn oder seine Kunst begutachten zu können. Die ganze Stadt freut sich auf den Geburtstag ihres Sohnes: Caspar David Friedrich.

Geboren am 5. September 1774 in Greifswald, nahm er seine Umgebung wahr wie kein anderer. Auf seinen Wanderungen durch das Riesengebirge, den Harz oder auf der Insel Rügen gibt er sich ganz der Natur, aber auch seiner Melancholie hin. Die Grenzen zwischen der Wirklichkeit und der Mystik, dem Schönen und dem Schweren sind fließend und werden in seinen Kunstwerken eins. Noch immer berührend und prägend, galt er schon früh nach seinem Tod als Inspiration junger Künstler*innen.

Und seine Legende lebt weiter. Im Jahr 2024 wird der Künstler 250 Jahre alt – ein Anlass, um den üblichen Alltag Greifswalds auf den Kopf zu stellen und die Vergangenheit zur Gegenwart zu machen. Caspar-David-Friedrich-Fans und alle, die es werden wollen, erwartet ein Jahr voller Sonderausstellungen, Konzerte, Theateraufführungen und Lesungen. Mit viel Elan wird das Jubiläumsjahr am 20. Januar im Dom St. Nikolai feierlich eröffnet. Als ganz bemerkenswertes Geschenk zum 250. Geburtstag reist das originale Gemälde *Kreidefelsen auf Rügen* (1818) in Friedrichs Heimatstadt. Für den Zeitraum vom 18. August bis zum 6. Oktober 2024 kann es im Pommerschen Landesmuseum bewundert werden.

Ein Höhepunkt jagt den nächsten, sodass 2024 nur zu einem ganz besonderen Jahr werden kann, das uns allen eine wohlverdiente Pause unseres tristen Alltags ermöglicht. ⓜ

» EIN MENSCH VON DER WASSERKANTE «

Text: Julia Krakow | Hintergrund: Annie Spratt

So nannte sich Hans Fallada, auch wenn er selbst immer wieder angab, in Berlin zu Hause gewesen zu sein. Dabei stammt der ostdeutsche Schriftsteller Fallada aus unserer kleinen Hansestadt. Denn Rudolf Ditzen, so sein bürgerlicher Name, wurde am 21. Juli 1893 in Greifswald geboren und wäre somit in diesem Jahr 130 Jahre alt geworden – ein Jubiläum, bei dem es sich lohnt, in die Geschichte des Schriftstellers einzutauchen.

»Wir wollen eine unvergängliche Spur hinterlassen auf diesem vergänglichen Stern.« Rudolf Ditzen, besser bekannt als Hans Fallada, konnte sich diese Sehnsucht erfüllen – sowohl zu Lebzeiten als auch postum. Mit 23 Verfilmungen seiner 39 Werke und seines Lebens und etlichen Auflagen seiner Romane wurde er nicht nur in seiner deutschen Heimat, sondern auch international bekannt. Damit gehört er auch zu den bekanntesten Söhnen unserer kleinen Hansestadt.

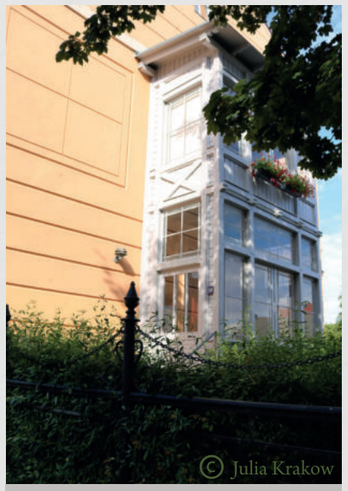
»HEUTE BEI UNS ZU HAUS« (1943)

Schon bei einem Spaziergang durch die Greifswalder Innenstadt und die Fleischervorstadt können wir Hans Fallada begegnen. So gibt es unter anderem eine Straße, die nach ihm benannt wurde, und auch sein Geburtshaus in der Steinstraße hat einen besonderen Stellenwert.

Nachdem es nach dem Auszug der Familie Ditzen 1896 nicht mehr offiziell bewohnt wurde, fing das Haus an, zu verfallen, und wurde nur durch illegale Hausbesetzungen ab den 80er Jahren in Stand gehalten. Erst vor einigen Jahrzehnten wurde es nach einer aufwendigen Sanierung von den Besitzer*innen der *Pommerschen Literaturgesellschaft* zur Nutzung überlassen. Mittlerweile finden dort regelmäßig Veranstaltungen zu bedeutsamen pommerschen Künstler*innen und wichtigen Ereignissen rund um das Thema Literatur statt, wie zuletzt eine Gedenkausstellung anlässlich des 90. Jahrestags der Bücherverbrennung. Und auch Fallada wurde am 8. Juli der *Fallada-Tag* mit vielen verschiedenen Programmpunkten in Anlehnung an sein Schaffen gewidmet.

»DAMALS BEI UNS DAHEIM« (1942)

Rudolf Ditzen wuchs als drittes Kind des Richters Wilhelm Ditzen und dessen Frau Elisabeth in einer kleinen Wohnung in der Steinstraße 59 auf, bevor die Familie 1899 aufgrund einer neuen Arbeitsstelle des Vaters nach Berlin zog und 1909 dann weiter nach Leipzig. Die Schulzeit gestaltete sich für Ditzen als anstrengend und er selbst wurde immer wieder zum Außenseiter. In Briefen und Erfahrungsberichten aus dieser Zeit wird durchaus deutlich, woran das gelegen haben könnte. So schickten ihn seine Eltern, nachdem er in Leipzig einem eher flüchtig bekannten Mädchen



Hans-Fallada-Haus in der Steinstraße 59

nachstellte, in das Sanatorium *Schloss Harth*, das er liebevoll »Satanorium« nannte. Aber auch danach wurde er nicht unbedingt der fleißige Schüler, den seine Eltern gerne in ihm gesehen hätten. Im Oktober 1911 wurde ein Haftbefehl wegen Mordes gegen ihn erlassen. Grund dafür war ein gescheiterter Doppelselbstmordversuch, bei dem sein bester Freund Dietrich von Necker ums Leben kam, während Ditzen selbst überlebte. Wegen Schuldunfähigkeit wurde die Anklage jedoch fallen gelassen, was zu großen Teilen auf den Einfluss seines Vaters geschoben wurde.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war schwierig, was der Schriftsteller auch in seinen späteren Werken verarbeitete. In seinem Roman *Damals bei uns daheim* beschrieb Fallada seinen Vater so, dass deutlich wurde, wie stark er zwischen Bewunderung und Verachtung gefangen war.

»DER TRINKER« (MANUSKRIPT 1944)

Schon früh begann er seine Sorgen in der Literatur sowie in Alkohol und Drogen zu ertränken. Nachdem er unter anderem zu Beginn des Ersten Weltkriegs für kriegsuntauglich erklärt wurde und sein Bruder Uli im Kampf fiel, verbrachte er die zwei Jahre von 1917 bis 1919 aufgrund einer Alkohol- und Morphinsucht in diversen Kliniken. Geheilt war er danach nicht. Immer wieder verfiel er dem Alkohol und den Drogen und immer wieder folgten dann Aufenthalte in Sanatorien und Heilanstalten. In seinem Roman *Der Trinker*, den er 1944 während eines Aufenthaltes in der *Landesanstalt Neustrelitz-Strelitz* schrieb, verarbeitete er auf eine schonungslos-unterhaltsame Weise sein eigenes Verhältnis zum Alkoholismus.

»DAS HERZ, DAS DIR GEHÖRT« (MANUSKRIPT 1939)

Sein Leben war jedoch nicht nur durch negative Erfahrungen und Ereignisse geprägt, wie es möglicherweise nach diesen ersten Einblicken den Anschein hat. Nach einem etwa zweijährigen Gefängnisaufenthalt lernte er nämlich 1928 in Hamburg Anna Margarete »Suse« Issel kennen. Er selbst sprach beinahe fünfzehn Jahre später von Liebe auf den ersten Blick. Im April 1929 folgte die Hochzeit und zwei Jahre später war Suse zum ersten Mal schwanger.

»WIE ICH SCHRIFTSTELLER WURDE« (1925)

Ungefähr zur gleichen Zeit begann Falladas Schriftstellerkarriere, Fahrt aufzunehmen. Ab Ende 1929 übernahm er die Leitung einer Rezensionsabteilung eines Berliner Verlages und 1931 folgte die Veröffentlichung seines Buches *Bauern, Bonzen und Bomben*. Dabei handelt es sich um ein politisches Werk, bei dem es ihm darum ging, die Schwächen der noch jungen Demokratie darzulegen. Mit diesem Werk gelang es Fallada, sich als sozialkritischen Autoren zu etablieren. Zu dieser Zeit veröffentlichte er bereits unter seinem Pseudonym, welches er sich im Zusammenhang mit seinem ersten Roman *Der junge Goedeschal. Ein Pubertätsroman* zulegte, um mögliche Verbindungen zu seiner Mordanklage von 1911 zu umgehen. Bereits in den 1920er Jahren begann Fallada, erste Romane und Kurzgeschichten zu veröffentlichen, wenn auch mit weniger Erfolg als erhofft. 1932 veröffentlichte er dann seinen ersten Bestseller. *Kleiner Mann – was nun?* zählt bis heute zu den bekanntesten Werken des Deutschen.

Er selbst hatte eine hohe Meinung von seinem Schaffen. Auch wenn er zugab, seinen ersten richtigen Roman erst mit 37 Jahren geschrieben zu haben, war er fest davon überzeugt, die Fähigkeit, zu schreiben, sei nichts, was sich erlernen ließe: »Ich glaube nicht daran, dass man ein Schriftsteller wird, sondern dass man einer ist, vom Beginn des Lebens an.«

»WOLF UNTER WÖLFEN« (1934)

Falladas Popularität und Erfolg nahmen erstaunlicherweise besonders in der Zeit des Nationalsozialismus zu. Das lag unter anderem daran, dass er seine Werke an die Forderungen der Behörden anpasste, um sie veröffentlichen zu können. Die Führungsriege war jedoch geteilter Meinung gegenüber dem Vorpommern. Während Joseph Goebbels und seine Reichsschriftenkammer sich als Fans hervortaten und besonders sein Buch *Wolf unter Wölfen* als Kritik an der Weimarer Republik lobten, betrachteten Alfred Rosenberg und das ihm unterstellte Amt Fallada eher kritisch. Aus diesem Grund begann er auch, sich mehr der Unterhaltungsliteratur zu widmen, und wurde zu einem der meistverkauften Schriftsteller des Dritten Reichs.

»JEDER STIRBT FÜR SICH ALLEIN« (1947)

Aber auch dieser Krieg ging nicht spurlos an ihm vorbei. Wieder geriet Fallada in eine Alkoholsucht. Dennoch heiratete er 1945 zum zweiten Mal – eine ebenfalls suchtkranke, fast 30 Jahre jüngere Frau. Es folgten ein erneuter Klinikaufenthalt ab Januar 1946 und ein Suizidversuch im Mai. Im Dezember 1946 wurde er dann in die Nervenklinik der Berliner Charité verlegt, wo er innerhalb weniger Wochen seinen letzten Roman *Jeder stirbt für sich allein* schrieb. Das Werk wird als das erste Buch eines deutschen nicht-emigrierten Schriftstellers gesehen, der sich mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus befasste. Wenige Wochen später, am 5. Februar 1947, starb Hans Fallada im Alter von 53 Jahren an den Folgen seiner Suchterkrankung. ⓜ

Graffiti von Hans Fallada in der Steinstraße

WAS MACHT EIGENTLICH EIN OBERBÜRGERMEISTER?

Interview: Julia Krakow | Hintergrund: Kseniya Lapteva

Wie ist unser Oberbürgermeister zu seinem Job gekommen? Was sind seine Erwartungen und Ziele? Und wie geht er mit positiven wie negativen Ereignissen um? Diese Fragen und einige mehr hat das *moritz.magazin* Greifswalds Bürgermeister Dr. Stefan Fassbinder ungefähr ein Jahr nach seiner Wiederwahl gestellt.

Wie ist Ihr Interesse für die Politik entstanden?

Ich war schon immer, ich sage jetzt mal, gesellschaftlich engagiert. Ich war Klassensprecher, Schülersprecher und habe eine Fachschaft gegründet. Also jetzt nicht parteipolitisch, aber allgemein politisch. Das heißt, ich war schon immer jemand, der sich gerne einbringt, gestaltet und auch mitbestimmt in irgendeiner Form. Und ich war ja hier in Greifswald schon in der Bürgerschaft mehrere Jahre als ehrenamtliches Mitglied, und dann kam eben die Idee, auch als Bürgermeister zu kandidieren und das habe ich dann 2015 gemacht und bin dann ja auch gewählt worden.

Dr. Strefan Fassbinder
Oberbürgermeister der Universitäts- und Hansestadt Greifswald

Was macht man als Oberbürgermeister eigentlich so?

Wir haben in Mecklenburg-Vorpommern, wie inzwischen in den meisten Bundesländern, das Modell, dass der*die Oberbürgermeister*in mehrere Sachen in sich vereint. Das heißt, in erster Linie bin ich erstmal Leiter der Verwaltung mit 700 Mitarbeitenden und noch weiteren Gesellschaften, auf die man auch einen gewissen Einfluss, aber vor allem die entsprechende Verantwortung hat. Zweitens bin ich natürlich der Repräsentant der Stadt. Und der dritte Aspekt ist dann die Zusammenarbeit und die Auseinandersetzung mit der Politik.

Passt das dann trotzdem noch zusammen mit der Parteipolitik, da Sie ja Mitglied bei dem Bündnis90/Die Grünen sind?

Also als Oberbürgermeister*in, zumindest machen es die meisten so, ist man nicht in der eigentlichen Parteipolitik besonders engagiert. Ich habe keinerlei Funktion in der Partei auf Landes- oder Bundesebene. Ich bin weiterhin Mitglied vom *Bündnis90/Die Grünen*, aber als Oberbürgermeister hat man ja Verantwortung für die ganze Stadt; was nicht heißt, dass man deswegen aus der Partei austreten muss. Aber Parteipolitik im engeren Sinne spielt bei mir jetzt keine große Rolle mehr.

Gibt es irgendetwas, was Sie besonders spannend an dem Job des Oberbürgermeisters finden, was sie besonders gerne machen?

Ich sage immer gerne: Oberbürgermeister*in oder auch Bürgermeister*in ist eigentlich der

Greifi – Maskottchen von Greifswald

schönste Job, den man haben kann. Denn ich glaube, kein Job hat diese Vielfalt. Egal ob das Sport ist, ob das Verkehr ist, ob das Kultur ist, ob das Bauen ist, ob das Umwelt ist, egal was, alles spielt eine Rolle, alles kommt bei mir auf den Tisch. Das ist das Fordernde einerseits an der Rolle des Bürgermeisters, aber ich denke auch das Spannende und was mich bis heute fasziniert.

Wie gehen Sie mit solchen »Niederlagen« (aus der Sicht der Grünen) wie bei dem Bürger*innenentscheid um? Muss man da in gewisser Weise die eigene politische Einstellung noch mehr vom Amt trennen?

Also, was man nicht machen darf und was manche Politiker*innen machen, ist so eine Beliebigkeit zu entwickeln. Natürlich habe ich Werte, die ich entwickle. Für die stehe ich auch. Das sind bestimmte Prinzipien, die mir wichtig sind, für die ich auch kämpfe und für die ich mich einsetze und für die ich auch öffentlich dastehe. Das kann natürlich sein, dass das mal in einer Abstimmung nicht ganz so ausgeht, wie ich das persönlich vertrete. Ich habe dann immer die Aufgabe, die entsprechenden Beschlüsse auch umzusetzen. Und ich denke, es ist die Aufgabe eines*r Bürgermeisters*in – jedenfalls sehe ich das so – zu versuchen, bei Konflikten, die da sind und auch zur Demokratie gehören, eher deeskalierend zu wirken und zu versuchen, die Verständigung zu finden, was nicht bei allen Themen möglich ist.

Es kam ja gerade auch bei Bürgerschaftssitzungen vermehrt zu Protesten. Sehen Sie da einen Wandel im politischen Klima hier in Greifswald?

Also wir haben schon länger das Phänomen, dass sich eine Anzahl von Menschen, meistens hier auf dem Markt, versammeln – Stichwort Montagsdemonstrationen. Das ging damals mit Corona los, ging dann weiter zur Energiekrise und zum Ukrainekrieg und hat sich jetzt mit dem Thema Geflüchtete fortgesetzt. Das ist erstmal völlig in Ordnung. Die Demonstrationsfreiheit, das Demonstrationsrecht ist ein hohes Gut in einer Demokratie, das auch wichtig ist. Die Grenze wird dann schwierig oder wird überschritten, wenn man versucht, dadurch zum Beispiel wirklich physisch Druck auszuüben. Wir hatten an dem einen Tag einer Sitzung des Hauptausschusses, als es um das Thema der Containervorlage ging, zwei politische Äußerungen neben dem Rathaus. Es gab eine angemeldete Demonstration für Menschen, die sich für die Aufnahme von Geflüchteten entschieden haben und dann gab es eine Versammlung, die nicht angemeldet war, von vielen Menschen, die, ich sag mal, ihren Unmut äußern wollten. Demonstrationen sind völlig in Ordnung, solange sie natürlich gewaltfrei ablaufen – physisch zu versuchen Druck auszuüben, ist dann nicht mehr erlaubt.

Gibt es allgemein etwas im letzten Jahr der neuen Amtszeit, was Ihnen besonders im Gedächtnis geblieben ist?

Natürlich war der Bürger*innenentscheid ein markantes Ereignis, insbesondere auch durch die regionale Wahrnehmung, die ja in Summe nicht besonders positiv für Greifswald ist. Aber – das ist mir auch ganz wichtig – es ist wieder sehr viel Positives im letzten Jahr geschaffen worden. Wir haben zum Beispiel im Bereich öffentlicher Personalverkehr große Fortschritte gemacht. Wir haben die große Baustelle am Hansering erfolgreich abgeschlossen. Wir haben einen neuen Haushalt verabschiedet und genehmigt bekommen. Das ist immer ein ganz großer Schritt, den man macht. Wir haben tatsächlich auch wieder eine Reihe von Straßen saniert. Wir haben – ganz wichtig – das *Z4* eröffnet, das große Technologiezentrum, was große neue Chancen für die Stadt bietet. Wir sind bei der Digitalisierung vorangekommen.

Mehr Interviewfragen und Infos gibt's bei *moritz.uncut* auf dem *webmoritz.*!

Das ist ein fortlaufender Prozess, den wir führen. Wir schneiden bei Rankings, auch nationalen Rankings, immer gut bis sehr gut ab, das freut mich auch sehr. Das Positive überwiegt ganz klar. Greifswald entwickelt sich weiterhin sehr gut und das war auch im letzten Jahr so der Fall.

Können Sie vielleicht einmal kurz und knapp ein paar Ziele für das kommende Jahr benennen?

Also wir sind natürlich ganz stark gebunden bei den großen Bauvorhaben, die alle schon angefangen haben, ganz vorne das große neue Schulzentrum, die Sanierung des Theaters, zwei Sporthallen, die gerade im Bau sind. Wir wollen weiter energisch das Thema Nachhaltigkeit vorantreiben. Das ist mir persönlich ganz wichtig. Wir haben ja auch den Beschluss *Klimaneutral 2035* gefasst. Das nehmen wir sehr ernst und wollen mit viel Energie angehen. Ich denke, das sind so die größten Herausforderungen, vor denen wir stehen und die wir insbesondere bei sinkenden finanziellen Mitteln auch klug angehen müssen.

Was finden Sie denn an Greifswald besonders toll?

Greifswald hat meiner Meinung nach eine sehr hohe Lebensqualität und ist zum Beispiel besonders für Familien sehr schön. Die ganzen kurzen Wege, die hohen Sicherheitsstandards und gleichzeitig die vielen Sport-, Kultur- und Bildungsangebote sind ausschlaggebend für diese Lebensqualität. Und genau das ist, glaube ich, wirklich attraktiv in Greifswald. ⓜ

Vielen Dank für das Interview!

KREUZVERHÖR

Fünf Fragen an Oberbürgermeister Dr. Stefan Fassbinder

München oder Greifswald? – Greifswald

Digital oder Präsenz? – Politik immer in Präsenz

Auto oder Fahrrad? – Fahrrad

OSTSEE-ZEITUNG *oder* moritz.magazin?

– Für den Alltag brauche ich die *OSTSEE-ZEITUNG*

Und zum Schluss die wichtigste Frage, die sehr heiß diskutiert wird:

Nutella mit oder ohne Butter? – Mit, ganz klar mit!

ZWISCHEN ZWANG UND APPELL

Die Letzte Generation

Text: Anton Albrecht & Philip Woith | Hintergrund: Gabriel Tovar

Die Debatte um die *Letzte Generation* ist angespannt. Manche nennen sie »Klimaterrorist*innen« oder »Grüne *RAF*«. Die Aktivist*innen selbst sehen sich in der Tradition des zivilen Ungehorsams. Um diesen Begriff zu erklären, stellen wir Dir zwei politiktheoretische Perspektiven vor und diskutieren das Treffen der Gruppe mit dem Greifswalder Oberbürgermeister Dr. Stefan Fassbinder, welches am 17. März 2023 stattfand.

Am 6. März 2023 ging beim Greifswalder Oberbürgermeister Dr. Stefan Fassbinder, der Greifswalder Bürgerschaft und den Fraktionsvorsitzenden der *SPD*, *Bündnis90/Die Grünen* sowie der *Linken* ein Schreiben der *Letzten Generation* ein. In diesem forderte die Gruppe eine »öffentliche Unterstützung zur Etablierung eines »Gesellschaftsrats Klima« auf Bundesebene«. Sollte dies nicht erfolgen, würde die *Letzte Generation* ihren »Protest auch auf Greifswald ausweiten und für eine maximale Störung der öffentlichen Ordnung sorgen«. Diese Aktion ist zwar kein ausschließliches Greifswalder Phänomen, sticht aber dennoch aus den üblichen Protesten der *Letzten Generation* heraus. Der Oberbürgermeister ließ sich zwar auf die Forderung ein, kritisierte das Vorgehen der Gruppe jedoch: »Drohungen sind kein akzeptables Mittel der politischen Debatte in einer demokratischen Gesellschaft.« Dieser Fall steht exemplarisch für ein zentrales Spannungsverhältnis im zivilen Ungehorsam – nämlich dem des Zwangs und Appells.

DIE LIBERALE SICHTWEISE

Einer der bekanntesten Autor*innen des zivilen Ungehorsams ist der US-Amerikaner John Rawls, der bereits in unserer letzten Ausgabe erwähnt wurde. Der liberale Denker ist vor allem für seine Gerechtigkeitstheorie bekannt. Er definiert zivilen Ungehorsam als »eine öffentliche, gewaltfreie, gewissenhafte und gleichwohl politische Handlung, die gegen das Gesetz verstößt und in der Regel darauf abzielt, eine Änderung des Gesetzes oder der Politik der Regierung herbeizuführen«. Nach Rawls ist es kein Ziel des zivilen Ungehorsams, einen Systemwechsel herbeizuführen, sondern eher als Korrekturinstanz in einer Demokratie zu wirken. Somit sind diese Aktionen ausschließlich symbolisch und haben das Ziel, an den Gerechtigkeitssinn der Mehrheit zu appellieren. Interessant ist, dass Rawls den zivilen Ungehorsam eher für Verletzungen von Grundfreiheiten und Chancengleichheit als legitim ansieht.

DER GEGENENTWURF

Eine gegensätzliche Meinung vertritt das radikaldemokratische Paradigma, zu dessen bekanntesten Vertreter*innen Robin Celikates zählt. Er formulierte eine direkte Kritik zum liberalen Paradigma, insbesondere zu den Ausführungen von Rawls. Sein Hauptkritikpunkt ist, dass das liberale Verständnis von zivilem Ungehorsam zu restriktiv ist und die politische Realität ignoriert. Darauf aufbauend entwickelte Celikates einen entsprechenden Gegenentwurf. Für ihn ist ziviler Ungehorsam ein »vorsätzlicher, rechtswidriger, prinzipienfester und kollektiver Akt des Protests […], mit dem Bürger*innen […] das politische Ziel verfolgen, bestimmte Gesetze, politische Inhalte oder Institutionen zu verändern«. Hierbei wird deutlich, dass die Definition von Celikates im Gegensatz zu Rawls' minimalistischer ist und bewusst offenlässt, ob ziviler Ungehorsam öffentlich und gewissenhaft an den Gerechtigkeitssinn der Mehrheit appelliert und einen ausschließlich reformierenden Charakter besitzen muss. Ähnlich argumentiert er auch in Bezug auf die Rechtfertigung von zivilem Ungehorsam. Auch hier kritisiert er das Verständnis von Rawls als zu eng und sieht deutlich mehr Fälle, die den zivilen Ungehorsam legitimieren können.

Ein dritter zentraler Unterscheidungspunkt betrifft die Aktionen des zivilen Ungehorsams. Celikates sieht zwar den symbolischen Charakter zivilen Ungehorsams als zentral, doch argumentiert er gleichzeitig, dass dieser über symbolische Aktionen hinausgehen und eine reale politische Konfrontation erschaffen muss, um politisch wirksam zu sein. Zu dieser Konfrontation können aus seiner Sicht auch gewaltvolle Aktionen zählen. Wichtig hierbei zu erwähnen ist jedoch, dass Celikates ein deutlich differenziertes Verständnis von Gewalt fordert, welches über die Dichotomie von Gewalt und Gewaltfreiheit hinausgeht. So ist es für ihn ein nicht zu unterschätzender Unterschied, ob sich die Gewalt »lediglich« gegen Gegenstände richtet oder direkt gegen Personen angewendet wird. Weiterhin betrachtet er es als sinnvoll, das Konzept des Zwangs, welches zwischen den beiden Polen der Gewaltfreiheit und Gewalt verortet wird, in diese Überlegungen mit einzubeziehen.

THEORIE IN DER PRAXIS

Grundsätzlich kann man sagen, dass der Protest der *Letzten Generation* von Rawls als legitimer ziviler Ungehorsam eingeschätzt werden würde. Während die Gewaltfreiheit im Kontext der Straßenblockaden diskussionswürdig ist, erfüllt die *Letzte Generation* die anderen Definitionskriterien ohne Zweifel. Mit dem Bezug auf Artikel 20a des Grundgesetzes steht als Forderung die Wahrung einer Grundfreiheit im Mittelpunkt. Allerdings würde Rawls das Vorgehen der Gruppe in Greifswald kritisieren. Ihre Forderung an Herrn Dr. Fassbinder, dass dieser sich auf Bundesebene für einen Bürger*innenrat aussprechen solle, untermauerten sie mit der Drohung, die Proteste auch in Greifswald zu einer maximalen Störung der öffentlichen Ordnung auszuweiten. Diese Drohung lehnt Rawls ab. Er sagt dazu: »Ungehorsam drückt gewissenhafte und tiefe Überzeugungen aus. Er kann warnen und mahnen, aber er droht nicht.« Somit verlassen die Aktivist*innen den Rahmen des rein Symbolischen. Daher kann aus der Sicht des liberalen Paradigmas dieser Fall nicht gerechtfertigt werden.

Wie in den theoretischen Grundannahmen würde auch Robin Celikates in diesem konkreten Fall John Rawls widersprechen und diese Gesprächsaufforderung – verbunden mit der Drohung – aufgrund seines weiter gefassten Verständnisses als einen legitimen Fall des zivilen Ungehorsams betrachten. Denn diese Gesprächsaufforderung und die damit verbundene »Erpressung« wären genau diese reale politische Konfrontation, die er für die Wirksamkeit von zivilem Ungehorsam fordert. Nach der Auffassung von Celikates kann oder muss ziviler Ungehorsam sogar über einen Appell hinausgehen. Somit sind Aktionen, die die politischen oder wirtschaftlichen Kosten erhöhen, wie es in diesem Fall zutreffen würde, Teil des zivilen Ungehorsams. Weiterhin könnte man aus Celikates' Perspektive argumentieren, dass die Forderung nach dem Einsetzen auf Bundesebene für einen Gesellschaftsrat »Klima«, neben der schon ausreichenden Rechtfertigung der Klima-Katastrophe, einen weiteren legitimierenden Faktor für diese Aktion darstellt. Denn wie bereits dargelegt, sieht er im Gegensatz zu Rawls deutlich mehr mögliche Fälle, die den zivilen Ungehorsam rechtfertigen. Dazu zählen unter anderem institutionelle, demokratische Defizite, die zwar das Prinzip der gleichen Freiheit nicht beschränken, aber dennoch die effektive demokratische Partizipation einschränken. Darunter würde auch der geforderte »Gesellschaftsrat Klima« fallen.

Die Diskussion zeigt also, dass die theoretischen Perspektiven auf den zivilen Ungehorsam sehr pluralistisch sind. Während aus der Sicht der Radikaldemokrat*innen das Vorgehen gerechtfertigt werden kann, ist die Aktion in Greifswald nicht mit den liberalen Positionen vereinbar.

WIECK FEIERT GEBURTSTAG

Text: Julia Krakow | Hintergrund: Janke Laskowski

Vom Fischerdorf als Besitz des Klosters Eldena zu einem der beliebtesten Erholungsorte Vorpommerns: Greifswalds Ortsteil Wieck ist in diesem Jahr 775 Jahre alt geworden. Bekannt für seinen Hafen, seine Nähe zum Strand in Eldena, die reetgedeckten Häuser und vor allem die hölzerne Zugbrücke ist Wieck zu einem regelrechten Wahrzeichen der Hansestadt geworden.

Fischgeruch, Möwen und Segelboote – so lässt sich der Hafen im ehemaligen Fischerdorf heute beschreiben. Damals wie heute gilt Wieck als Fischerei- sowie als Vorhafen von Greifswald. Gerade im Sommer locken unzählige Fischgaststätten und -imbisse Urlauber*innen wie Einheimische an den Hafen. Und auch die unmittelbare Nähe zur Ostsee wirkt als wahrer Menschenmagnet. Überall am Hafen und an der Mündung des Rycks in den Bodden haben Besucher*innen die Möglichkeit, sich auf Bänke zu setzen, ein Eis oder ein Fischbrötchen zu genießen und das Treiben auf und am Wasser zu beobachten.

GESCHICHTE

Bereits 1248 lässt sich die Bezeichnung »Vicus« oder auch »Wico« zum ersten Mal in Verbindung mit dem Kloster Eldena in Aufzeichnungen finden. Damit zählt Wieck zu den ältesten Fischerdörfern Norddeutschlands. Das Wort *vicus* stammt aus dem Lateinischen und bedeutet so viel wie »Dorf« oder »Gehöft«. Erst 1541 verschmolz die zuvor gebräuchliche Bezeichnung »Densche Wieck« zu »Wyke«. Aber auch in der altnordischen Sprache lässt sich das Wort *vik* finden, dass sich mit »Bucht« oder »Flusseinbuchtung« übersetzen lässt. Das Dorf wurde gemeinsam mit Ladebow und Eldena am 1. April 1939 nach Greifswald eingemeindet.

WAHRZEICHEN

Die wohl bekannteste Sehenswürdigkeit in Wieck ist die hölzerne Klappbrücke. Seit dem 25. Juli 1887 stellt sie die Verbindung zwischen Eldena und Wieck dar und ist zu einem technischen Denkmal geworden. Aufgrund ihrer Beschaffenheit und der ständigen Belastung durch das Wetter wurde sie 1993/94 originalgetreu neugebaut. Die 13,30 Meter langen Klappen werden noch heute per Hand gesteuert.

Aber auch die Dorfkirche (auch Bugenhagenkirche genannt) hat einen besonderen Stellenwert für das ehemalige Fischerdorf. Sie wurde 1883 fertiggestellt. Auf ihrem Friedhof befindet sich nicht nur ein schlichter Grabstein mit den Namen dreier Wiecker Fischer, die durch den Seemannstod verstarben, sondern auch eine Friedensstele mit Sockel wurde nach der Wiedervereinigung 1990 dort errichtet.

Als ein drittes Wahrzeichen des Wiecker Hafens kann das Segelschulschiff *Greif* gesehen werden. Bereits seit 1954 liegt das Schiff dort. Ursprünglich war es dem damaligen Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, gewidmet und trug auch mehrere Jahre seinen Namen. Damals war es das einzige Hochseesegelschiff der DDR. 1990 wurde es von der Stadt Greifswald übernommen und 1991 in *Greif* umbenannt.

Wiecks berühmte Zugbrücke

FISCHERFEST

Die *Greif* ist nicht nur jährlich Teil der Warnemünder *Hanse Sail*, sondern auch das »Flaggschiff« beim alljährlichen Fischerfest »Gaffelrigg«. Jedes Jahr am dritten Wochenende im Juli findet am Wiecker Hafen das Fischerfest mit allerlei Attraktionen, einem Jahrmarkt, der Gaffelrigg, dem Ryckhangeln und einigem mehr statt. Besonders die Gaffelrigg, bei der sich rund 40 Museumsschiffe und moderne Yachten präsentieren, und das Ryckhangeln ziehen dabei immer wieder Zuschauer*innen in das alte Fischerdorf und zu einer der größten Veranstaltungen Vorpommerns.

50 JAHRE LUFTRETTUNG

Interview: Friederike Henke | Hintergrund: Carlos Torres

Anfang der Siebzigerjahre erreichte die Zahl der Verkehrstoten in Deutschland einen traurigen Höhepunkt. Um einem weiteren Anstieg entgegenzuwirken, gründete sich im September 1972 die *Deutsche Rettungsflugwacht German Air-Rescue (DRF)*. Seit 50 Jahren sind die Hubschrauber und Einsatzkräfte der *DRF Luftrettung* im Einsatz, um Leben zu retten. Anlässlich des Jubiläums wagte das *moritz.magazin* einen Blick in die *Station Greifswald* der *DRF Luftrettung*.

Es ist nicht gerade eine Seltenheit, dass die Ruhe Greifswalds durch lauten Fluglärm ein jähes Ende findet. Die großen Rotorblätter der Hubschrauber wirbeln nicht nur die Luft, sondern oft auch unsere Entspannung und Geduld auf. Was auf den ersten Blick lästig scheint, ist tatsächlich lebenswichtig.

DRF IN MV

In Greifswald schwebt *Christoph 47* durch die Lüfte, um Menschen in Not zu helfen. »Die *Station Greifswald* mit ihrem Hubschrauber *Christoph 47* gehört seit 1992 zur *DRF Luftrettung*. *Christoph 47* ist am Universitätsklinikum Greifswald stationiert und der einzige öffentlich-rechtlich beauftragte 24-Stunden-Rettungshubschrauber in Mecklenburg-Vorpommern«, erzählt Marcia Kantoks, Referentin für Unternehmenskommunikation der *DRF Luftrettung*. *Christoph 47* sei unverzichtbar für eine schnelle Versorgung von Bevölkerung und Tourist*innen zwischen der Ostsee und dem dünnbesiedeltem Flächenland. Das vielfältige Terrain, die nur schwer zu erreichenden Inseln und Halbinseln sowie Unfälle an den Küsten machen den Einsatz des Hubschraubers unabdingbar. Auch der demographische Wandel sowie der Ärzt*innenmangel begründen einen häufigen Einsatz des Hubschraubers. »2022 wurde die Crew zu 1.612 Einsätzen alarmiert«, berichtet Kantoks.

IM EINSATZ

Christoph 47 kommt zum Einsatz, wenn es medizinisch notwendig ist, denn in Deutschland hat jede*r Betroffene Anspruch auf den Einsatz eines Rettungshubschraubers. »Geht ein Notruf in einer Rettungsleitstelle ein, alarmiert diese das entsprechende Rettungsmittel. Hierfür kann die*der Leitstellendisponent*in alle verfügbaren Notärzt*innen auf seinem Monitor sehen und entscheidet so, ob ein Notarztfahrzeug oder ein Hubschrauber die*den Patient*in am schnellsten erreicht. Häufig ist der Hubschrauber der schnellste Zubringer für Notärzt*innen. Außerdem ist dieser auch für den schnellen und schonenden Transport von Patient*innen in weiter entfernte Spezialkliniken besonders geeignet«, erklärt die Referentin für Unternehmenskommunikation.

Dabei ist *Christoph 47* wie alle Hubschrauber der *DRF Luftrettung* mit modernster Medizintechnik als fliegende Intensivstation ausgestattet. Seit 2019 führt Greifswald als erste Station der *DRF Luftrettung* zudem Blut- und Plasmakonserven bei ihren Einsätzen mit, um die medizinische Versorgungsqualität der Bevölkerung zu optimieren. »Leidet ein Notfallpatient unter massivem Blutverlust, schwebt er unmittelbar in Lebensgefahr – zum Beispiel nach einem Verkehrsunfall –, dann kann die schnelle Gabe von Blut und Blutprodukten direkt am Einsatzort entscheidend sein. In dieser Situation kann deren Verfügbarkeit an Bord der Hubschrauber Leben retten«, erklärt Kantoks. »In Greifswald hat die *DRF Luftrettung* das Verfahren für den Transport von Blut- und Plasmaprodukten zusammen mit der *Universitätsmedizin Greifswald* entwickelt. Entscheidend ist insbesondere die Infrastruktur vor Ort, da eine direkte Zusammenarbeit mit dem Blutspendedienst, in diesem Fall der Greifswalder Blutbank, erforderlich ist«, ergänzt Kantoks.

CHRISTOPH?

In Greifswald und ganz Mecklenburg-Vorpommern sorgt *Christoph 47* für Hilfe und Ordnung. Alle anderen Rettungs- und Intensivtransporthubschrauber der 31 Luftrettungsstationen der *DRF Luftrettung* heißen ebenfalls ›Christoph‹. »Der Name leitet sich vom heiligen Christophorus ab. Er ist der Schutzpatron der Reisenden und aller Berufsgruppen, die mit dem Transportwesen verbunden sind. Eine weitere Verbindung liegt in der Gemeinsamkeit des Auftrags: Leben zu schützen und zu retten«, erklärt die Referentin für Unternehmenskommunikation der *DRF Luftrettung*. Der Name ›Christoph‹ sei ein Symbol der Hoffnung und Sicherheit.

EINE WOHLFÜHLOASE IM UNILEBEN

Text: Jeanne D'Arc Pfendt & May Chicou
Hintergrund: Pexels

André Malraux hat es einmal so formuliert: »Wer in der Zukunft lesen will, muss in der Vergangenheit blättern.« Nun, wo sollen wir da nur anfangen? 25 Jahre ist es her, dass das Magazin gegründet wurde. Eine Menge Zeit, oder? Es ist Zeit, sich zu erinnern: Vor 25 Jahren saßen *moritz.people* bestimmt auch in der Caféteria und wussten nicht, was sie als Opener schreiben sollen. Haha... Das stellen wir uns gerade ganz lustig vor.

Mit fortschreitendem Semester nimmt die Caféteria einen wichtigen Stellenwert im Leben der Studierenden ein. Sie schafft für uns einen Ort der Entspannung, des Austausches und des mittäglichen Breaks. Es kommt sogar so weit, dass die Mitarbeitenden schon wissen, was man immer bestellt. Spätestens dann weißt Du, dass Du zu oft in der Caféteria warst.

Auch wir sitzen gerade hier. Es ist laut, jede*r arbeitet, isst oder unterhält sich. Wenn wir uns so umschauen, finden wir die Atmosphäre eigentlich angenehm. Zudem starren wir auf unser Tablet und wissen gar nicht, was wir schreiben sollen. Wir könnten über so vieles schreiben, doch wie und wo soll man da nur anfangen?

Schreibblockaden, so geht es vielen Studierenden, wenn man viele Abgaben hat. Man kriegt das schon irgendwie hin. Vor allem, wenn man sich in guter Gesellschaft befindet. Sucht Euch deswegen immer Menschen aus, bei denen Ihr Euch aufgenommen und geborgen fühlt. Denn schließlich studiert Ihr ja eine ganze Weile.

Sollen wir Euch etwas verraten? Diese unbekannten Gesichter während der Ersti-Woche können zu Freund*innen werden. Genauso war es auch bei uns. Das erleichtert das studentische Leben erheblich und man fühlt sich nicht allein in einer fremden Stadt. Man hat Menschen, die einen verstehen und eine Auszeit vom Studium bieten. Schließlich lässt sich eine Stadt viel leichter mit einer Begleitung erkunden. Also, es lohnt sich. Geht unter Menschen! Geht in die Caféteria, und vor allem: Lasst es euch dort schmecken!

Viel Spaß und Erfolg im Studium. ⓜ

ÜBER KINDERBÜCHER

Text: Janis Glück | Hintergrund: César Couto

Eine der früheren Erinnerungen, die ich in meinem Leben zu verzeichnen habe, ist die, dass ich im Gästezimmer von Verwandten auf dem Bett sitze und mir meine Tante ein Märchen vorliest. Zugegeben, diese Erinnerung liegt weit vor meinen bewussten Jahren, aber dennoch möchte ich heute mit überschwänglicher Bedeutungsschwere sagen, dass dieses Ereignis maßgeblich meine späteren Interessen geprägt hat. Märchen, Sagen und Fabeln sind wohl die ersten literarischen Stücke, mit denen viele von uns in Kontakt getreten sind, und die davon Gepackten hat es später nach Erlernen des Lesens schnell zu den Kinder- und Jugendbüchern gezogen. Gerade die Klassiker davon sind auch im Erwachsenenalter spannend zu besuchen. Es folgt ein kleiner Abriss über die Bedeutung von Kinder- und Jugendbüchern.

Der Kinderbuchklassiker *Momo*, der im Übrigen 50-jähriges Jubiläum feiert, erzählt die Geschichte des gleichnamigen Waisenmädchens, das sich, frisch eingezogen in ein Amphitheater, schnell mit den Menschen aus der Umgebung anfreundet. Mit den andere Kindern erlebt sie Abenteuer im Reich der Fantasie und den Erwachsenen hilft sie durch ihre besondere Gabe, dem guten Zuhören, aus persönlichen Fehden. Kurze Zeit nach Momos Auftauchen kehrt in die Stadt aber die sogenannte Zeitsparkasse ein, eine Organisation, geleitet von den *Grauen Herren*, die die Menschen dazu anregt, ihre begrenzte Zeit zu sparen und für Zinsen und Zinseszinsen anzulegen. Durch diese Sparmaßnahmen der Erwachsenen fehlt ihnen nun die gemeinsame Zeit mit den Kindern; sie sind gestresst, kraft- und freudlos. Wie diese Geschichte ausgeht, soll gar nicht von Relevanz sein – das bedeutende Thema ist schon angesprochen.

Der Zielkonflikt, den Michael Ende hier bespricht, ist generationenverschieden; das Kind, mit fehlender Erfahrung gesegnet, sieht hier den Konflikt zwischen Gut und Böse, die Entkoppelung von Eltern und Kind und womöglich auch die Kraft der Fantasie, während das ältere Publikum vielmehr die Bedeutung des inneren Kinds, den Wert der gemeinsamen Zeit und die Abwägung von Rationalität gegenüber Irrationalität sieht.

Kinderbücher vermögen es also, eine doppelte Perspektive zu geben, besonders dann, wenn man seine alten Kinderbuchklassiker nach zwanzig oder dreißig Jahren erneut liest und die Passagen nun aus einem anderen Blickwinkel sieht. Das Bemerkenswerte an *Momo* ist, dass gerade Endes Botschaft des Zeitteilens durch das Medium selbst erzeugt wird. Indem Kind und Elternteil gemeinsam lesen, passiert genau das, was der Autor wollte. Sie schaffen eine gemeinsame Erinnerung und schaffen auch auf persönlicher Ebene eine neue Erfahrung. Während das Kind fragt, warum denn die andere Person neulich keine Zeit hat, kann die letztere gleichsam den routinierten Alltag hinterfragen; die Botschaft des Romans wird also ohne großes Interpretieren, Überlegen oder Lavieren übermittelt.

SICHTBAR UNSICHTBAR

Neben der gerade besprochenen Gemeinsamkeit schaffen Kinderbücher aber auch eine besondere Form des Ausdrucks.

Der kleine Prinz von Antoine de Saint-Exupéry soll hierfür als Beispiel dienen. Das Kinderbuch, das auch ein Jubiläum feiert, wird hauptsächlich durch die Erzählung des kleinen Prinzen von seiner Reise zur Erde getragen. Auf diesem Weg macht er auf sechs grundlegend verschiedenen Planeten Halt, die von ebenso verschiedenen Persönlichkeiten bewohnt werden. Neben einem König, der über ein Reich ohne Untertanen herrscht, finden sich auch ein Trinker, der trinkt, um seine Scham über das Trinken zu vergessen, ein Eitler, der jede andere Person als Bewunderer abstempelt, ein Geschäftsmann, der vermeintlich alle Sterne besitzt, und ein Laternenanzünder, der nichts anderes tut, als Laternen zu erleuchten, um sie danach zu erlöschen. Auf dem letzten Planeten lebt ein Geograf, der sein gesamtes Wissen in Bücher schreibt, den Planeten um sich herum, aber gar nicht kennt.

Die literarischen Eigenheiten von Kinderbüchern erlauben Autoren und Autorinnen die Nutzung von überzeichneten Personen und erschaffen damit zwar eine Distanz zur realen Welt, gleichzeitig aber auch einen unverwechselbaren Bezug zum Phänomen. Auf diesen Kniff wird im dritten Teil des Artikels nochmal Bezug genommen – schauen wir aber vorerst weiter auf Exupéry.

Der Schriftsteller erzeugt also Bilder echter Persönlichkeiten, allesamt egozentrisch und allein, besonders verdeutlicht durch ihr vereinsamtes Leben auf einem Planeten. Der kindliche Blick des kleinen Prinzen, oder auch anderer kindlich-jugendlichen Heroen in dieser Art der Literatur, erlaubt eine Distanz, die der echten Person verwehrt ist, und einen naiven Blick der Heranwachsenden. Die Protagonisten und Protagonistinnen der Adoleszenz-Literatur beobachten die Welt aus einem anderen Blickwinkel, der, gepaart mit der oben besprochenen Distanz durch stereotype Entfremdung, das eigene Reflektieren gesellschaftlicher Umstände erleichtert.

Bevor sich dem dritten Teil über die Rolle von Kinderliteratur gewidmet wird, kann man also sagen, dass sie zum einen beim gemeinsamen Lesen von Elternteil und Kind die Beziehung zueinander verbessert und auf eine andere Ebene heben kann. Zum anderen erlauben die Besonderheiten dieser Literaturform eine einzigartige Art der Selbstreflektion und des Blickes auf die Gesellschaft und Phänomene, die einem sonst verschlossen bleiben.

KRITISCH UNKRITISCH

Während es zu Zeiten deutsch-deutscher Teilung noch – zumindest auf östlicher Seite – zum guten Ton gehörte, für nahezu alle Altersgruppen Erzählungen zu schreiben, lässt sich aktuell unter den Schreibenden zumindest auf Ebene der Weltliteratur ein Rückgang dieses Phänomens verzeichnen. Grund dafür ist sicherlich auch die Zensurpolitik der *SED*-Regierung, die durch die uneindeutigen und interpretationsoffenen Geschichten umgangen werden konnte.

Nachzuweisen ist das besonders gut mit dem Märchen *Der Bär auf dem Försterball* von Peter Hacks. Der titelgebende Bär beschließt im Alkoholrausch, auf einen Jägerball zu gehen. Dort wird er – unerkannt von den Jägern – für einen Oberförster gehalten und feiert feucht-fröhlich mit.

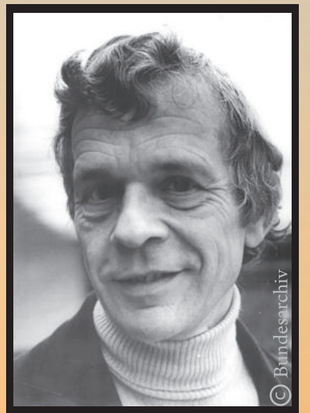
Der Wolf im Schafspelz oder vielmehr der Bär im Försterkleid: Das passt auch in die Biographie Hacks', der eigentlich, als selbsternannter Marxist, das Leitbild der *SED* bis zur Ernennung Erich Honeckers als Generalsekretär unterstützte. Mit der Absetzung Walter Ulbrichts und der Einsetzung Honeckers begannen aber wirtschaftliche Probleme innerhalb des sozialistischen Staates und damit seine Zweifel an den Führungspersönlichkeiten der DDR. Auf der einen Seite als Dramatiker und Leitperson gefeiert und in allen Theatern gern gesehen, auf der anderen Seite als Kritiker wie von Förstern gejagt durch die Zensurpolitik.

Sowohl Exupéry als auch Hacks greifen auf Stereotype und Tierfiguren zurück, und auch andere bedienen sich aus diesem Pool an Charakteren, um ihre Kinderromane zu füllen. Ein Blick in die Genealogie der Kinderliteratur hilft: Sagen, Fabeln und Mythen lassen sich als Urtypen der Heranwachsenden-Literatur bezeichnen, denn sie erfüllen die gleiche Aufgabe wie ihre modernen Äquivalente. Alt wie Neu klären Kinder und Jugendliche über ihre Welt auf und vermitteln Werte, nur zeigen Autoren und Autorinnen wie Hacks, dass sich das Publikum auch auf ältere Menschen ausdehnen lässt.

Es lässt sich also abschließend sagen, dass zu Unrecht auf Kinder- und Jugendliteratur herabgesehen wird: Der Aspekt der Sozialisierung, das reflektierende Moment, die Möglichkeit der versteckten Kritik, all das sind die Qualitäten, die Heranwachsenden-Literatur leisten kann.

Neben den drei genannten Texten verstecken sich im Dschungel literarischer Werke natürlich auch noch andere Schätze. Es folgt eine unvollständige Aufzählung an Empfehlungen:

- Thomas Brasch: *Drei Erfindergeschichten*
- Michael Ende: *Die unendliche Geschichte*
- Peter Hacks: *Armer Ritter*
- Judith Kerr: *Als Hitler das rosa Kaninchen stahl*
- Ottfried Preußler: *Krabat*
- Hans-Peter Richter: *Damals war es Friedrich*
- Jules Verne: *20000 Meilen unter dem Meer*



Peter Hacks

EIN KÜNSTLER. EINE LEGENDE.

Text: Zoe Bigall | Hintergrund: Rob Corder

Vor 35 Jahren starb der erste afroamerikanische Maler, der es schaffte, die weiß dominierte Kunstszene zu erobern: Jean-Michel Basquiat. Dem New Yorker Künstler gelang in den Achtzigerjahren der internationale Durchbruch. Heute gilt er als einer der bedeutendsten Künstler des 20. Jahrhunderts. Doch mit 27 Jahren verstarb Basquiat an einer Überdosis Heroin. Eine Skizze seines kurzen, aber einflussreichen Lebens.

Der Erfolg Basquiats wird häufig als kometenhaft beschrieben. Heute zählen seine Werke zu den gefragtesten Gemälden des 20. Jahrhunderts. Mit einem Betrag von 110,5 Millionen US-Dollar (99,2 Millionen Euro) wurde ein Gemälde aus dem Jahr 1982, welches einen Schädel vor blauem Hintergrund zeigt, in nur zehn Minuten versteigert. Das Werk entstand zu Basquiats künstlerischer Hochphase, als sein Bekanntheitsgrad beträchtlich zunahm, und war seit 1984 nicht mehr öffentlich zu sehen. »Untitled« belegt nun den sechsten Platz auf der Liste der teuersten Gemälde der Weltgeschichte und ist das wertvollste US-amerikanische Gemälde überhaupt. Doch wie lebte der New Yorker Künstler, dessen Leben einen so rasanten Lauf nahm?

DIE ANFÄNGE

Jean-Michel Basquiat wuchs in einer mittelständischen Familie auf, die im New Yorker Bezirk Brooklyn lebte. Bereits als Kind begeisterte sich Basquiat für die Kunst. Insbesondere seine Mutter unterstützte dieses Interesse und besuchte mit ihm schon frühzeitig Museen. Doch Basquiats ruhige Kindheit nahm eine Wendung: Mit sieben Jahren wurde er schwer von einem Auto angefahren. Im Krankenhaus lernte er viel über die Anatomie des Körpers. Später spiegeln sich in seinen Gemälden häufig Körperteile wider – und auch den Autounfall verarbeitete er während des Malens. Jedoch trennten sich seine Eltern kurz nach dem Unfall. Sein Vater erhielt das Sorgerecht, da seine Mutter unter psychischen Problemen litt. Die Beziehung zu seinem Vater war problematisch und die Spannungen zwischen den beiden verstärkten sich nur.

SAMO© - »SAME OLD SHIT«

Sein eigenes künstlerisches Talent wurde erstmals in der Graffiti-Szene New Yorks erkannt. Mit dem Tag-Namen *SAMO©* machte er sich mit seinem ehemaligen Klassenkameraden Al Diaz einen Namen, indem sie sarkastische Anmerkungen und Gedichtfragmente in Manhattan verteilten. New York war längst von Graffiti überzogen, doch Ende der Siebzigerjahre ist *SAMO©* eines der bekanntesten Tags der Stadt. Künstler*innen fragten sich »Wer steckt hinter dem Pseudonym *SAMO*?« Währenddessen verkaufte Basquiat selbstgemalte Postkarten auf der Straße für fünf US-Dollar pro Stück. Gleichzeitig verschlechterte sich seine Beziehung zu seinem Vater und Basquiat brach die Schule ab, woraufhin ihn dieser rauswarf. Er zog zu Freunden nach Manhattan. Von dort an war *SAMO©* in den künstlerischen Gegenden New Yorks anzutreffen. In den frühen Achtzigern das abrupte Ende: »*SAMO* IS DEAD« war überall zu lesen. Basquiat widmete sich nun seiner Malerkarriere, um auf eigenen Füßen zu stehen.

DER DURCHBRUCH

Damals war New York geprägt von aufsteigenden Künstler*innen und seit den Fünfzigerjahren sogar das Zentrum der internationalen Kunstszene. Ab 1970 entwickelte sich eine Kunstrichtung, die Basquiat maßgeblich beeinflusste: der Neoexpressionismus. Das bedeutete, weg mit der Konzeptkunst und dem Minimalismus, her mit instinktiver Pinselführung, Emotionen und Persönlichkeit. Damals schien es noch unmöglich, dass eine Person of Colour jemals den gleichen Erfolg erreichen würde wie weiße Künstler*innen. Doch kaum ein Jahr nach dem Bemalen seiner ersten Leinwand gelang Basquiat der Durchbruch – und das gewaltig. Sein Sprungbrett in die anerkannte Kunstszene war die Gruppenausstellung *New York/New Wave* im Jahr 1981. Obwohl die Ausstellung mehr als 20 Künstler*innen zeigte, war es Basquiat, der auffiel. Schon im folgenden Jahr stellte er seine erste Einzelausstellung aus, welche bereits am Eröffnungsabend ausverkauft war. Basquiat schaffte es vom Graffiti-Künstler aus den Straßen New Yorks zum populärsten US-Künstler der Achtzigerjahre. Wie über Nacht wurde er weltweit bekannt. Künstler*innen und Persönlichkeiten wie Andy Warhol zählten zu seinem engsten Bekanntenkreis. Warhol und Basquiat trafen sich das erste Mal 1980. Von dort an verband sie nicht nur die gemeinsame Leidenschaft für Kunst, sondern eine enge Freundschaft.

ERFOLG, BOOM ...

Wie Basquiat der internationale Durchbruch in der weiß dominierten Kunstszene gelang, kann niemand so recht erklären. Sein originelles Talent ist jedoch eindeutig. Basquiat vermischte Popkultur mit gesellschaftlicher Kritik und griff immer wieder das Thema Rassismus auf. Seine Kunst ist inspiriert von Cartoons, Street-Art, Sportler*innen und Musiker*innen. Er scheute sich nicht vor ernsten und existenziellen Fragen. Seine Gemälde zeigen Zeichnungen, Symbole und Wörter, diese auch gerne durchgestrichen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Alles eignete sich für den damaligen Kunstmarkt, der Authentizität und Neues suchte. Nach wenigen aktiven Jahren war Basquiat schon längst kein Geheimtipp mehr. Im Jahr 1982 wurde er mit 21 Jahren der jüngste Künstler, der jemals auf einer *documenta* ausstellte. Dieser Rekord steht bis heute. Die *documenta* gilt als die weltweit bedeutendste Reihe von Ausstellungen zeitgenössischer Kunst. Doch langsam setzte ihm der Druck zu. Seine Gemälde verkauften sich teilweise vor der Fertigstellung. Für den jungen, weiterhin aufstrebenden Künstler eine enorme Last. Basquiat entfloh dem Stress mit langen Nächten, vielen Bekanntschaften und Drogen. Nichtsdestotrotz verlor er nie die Kunst aus den Augen und auch nachts nach Partys ging Basquiat noch in sein Atelier, um stundenlang zu arbeiten.

... UND KRITIK

Basquiats Bilder sind spontan, lebendig und ausdrucksstark. Doch leider wurde auch er mit Vorurteilen konfrontiert. Häufig wird seine Kunst auch heute noch als primitiv bezeichnet. Als Basquiat gefragt wurde, ob seine Kunst eine Form des »primal expressionism« sei, entgegnete er mit wohl einem seiner bekanntesten Zitate: »Like an ape? A primate? ... You said it, you said it.« Zwar wurde Basquiat schnell entdeckt und stieg in den Kanon der Kunstwelt auf, jedoch wurde er nie ganz akzeptiert. Er wurde mit rassistischen Kommentaren konfrontiert, als beispielsweise der Kunstkritiker Robert Hughes seinen rapiden Erfolg auf seine Hautfarbe schob. Auch die Behauptung, die monochrome Kunstszene suchte nach etwas Wildem, etwas Aufregendem, etwas Primitivem, belastete ihn. Nichtsdestotrotz schaffte es Basquiat in die Kunstwelt, die von weißen Künstler*innen durchzogen war. Sein Erfolg resultierte nicht nur aus einer Langeweile der Kunstszene, sondern aus dem Talent, den kulturellen Hintergrund einer ganzen Generation einzufangen.

KURZ UND EINFLUSSREICH

Letztendlich verließ Basquiat New York, um seine Drogenabhängigkeit in den Griff zu bekommen. Doch als er im Juni 1988 nach New York zurückkehrte, wurde er rückfällig. Am 12. August 1988 starb der Künstler an einer Überdosis Heroin. Basquiat wurde nur 27 Jahre alt. In seiner aktiven Kreierungsphase von acht Jahren schuf er rund 1.000 Gemälde, mehr als 2.000 Zeichnungen und über 150 Kollaborationen mit Warhol. Heutzutage besteht das wohl größte Vergnügen seiner Gemälde darin, bei jeder erneuten Betrachtung neue Details, Einzelheiten und Anspielungen zu entdecken. Das Bild des Künstlers, der seine Tage damit verbrachte, in teuren *Armani*-Anzügen zu malen, bewegt die Kunstwelt noch heute.

MARIA CALLAS
» LA DIVINA «

Text: Malena Henze | Hintergrund: Kranich17

»Die Göttliche«, so ging Maria Callas in die Musikgeschichte ein. Eine der bedeutendsten Sopranistinnen des 20. Jahrhunderts, weltberühmt, verehrt und verachtet zugleich. Eine Frau, die sich mit Leib und Seele ihrer Kunst verschrieben hatte, die ihr ganzes Leben lang nach Liebe suchte und Schlagzeilen machte. Als Künstlerin jedoch bis heute unerreicht bleibt. Aber wer war diese Frau eigentlich?

Maria Kalogeropoulous (Callas) wurde am 2. Dezember 1923 in einer Familie griechischer Einwanderer in New York geboren. Sie war die jüngere von zwei Töchtern: ein schüchternes, introvertiertes Kind, das einzig mit ihrer Leidenschaft zur Musik auffiel. Bereits in ihrer Jugend erlebte sie schwierige Zeiten. Es kam zu Problemen in der Familie, bis ihre Eltern sich 1937 scheiden ließen und Maria mit ihrer Mutter und Schwester nach Athen zog, wo sie in ärmlichen Verhältnissen lebten. Der Verlust ihres Vaters prägte sie sehr und sie sehnte sich desto mehr nach der Liebe ihrer Mutter, die allerdings ihre ältere Schwester bevorzugte. Dennoch erkannte sie Marias Talent und schickte sie ein Jahr später auf das Konservatorium. Sie war sehr intelligent, fleißig und begabt, aber auch ehrgeizig und überaus selbstdiszipliniert. Bereits mit 18 Jahren debütierte sie an der Oper in Athen in der Rolle der Tosca. Leider verlief ihre Karriere nur mäßig. Sie versuchte, zurück in die USA zu gehen, allerdings ohne Erfolg; Callas erhielt nur wenige Rollen und viele lehnten sie ab. Jedoch war Maria eine willensstarke Frau, die sich von solchen Rückschlägen nicht aufhalten ließ.

Sie reiste zurück nach Europa, wo sie in Italien eine Rolle in *La Gioconda* in Verona erlangte. Dieser Auftritt wurde 1947 zu ihrem ersten großen Erfolg und dort lernte sie den Dirigenten Tullio Serafin kennen, der ihre Begabung erkannte und ihr half, ihren Gesang zu vervollkommnen: Sie konzentrierte sich auf das »Belcanto«, eine Gesangstechnik, die vor allem die Weichheit des Tons, die Agilität der Stimme und ein umfangreiches Stimmregister erforderte. Nach vielen Engagements erhielt Callas schlussendlich 1950 eine Anstellung in Mailand am Teatro alla Scala, dem weltberühmten Opernhaus.

»CALLAS BRACHTE DAS ›DRAMA‹ ZURÜCK IN DIE OPER«

So hieß es in der Musikwelt. Ursprünglich wurden Opern komponiert, um die Musik und das Schauspiel zu vereinen. Allerdings rückte zu Beginn des 20. Jahrhunderts letzteres in den Hintergrund und der Fokus lag allein auf dem Gesang, wodurch das musikalische Können der Singenden in den Vordergrund gestellt wurde, aber ein Teil der Dramatik verloren ging. Callas schaffte es, den Ausdruck des Gefühls über ihre Stimme hinaus mit ihrem Körper widerzuspiegeln. Dies tat sie auf solch eindrucksvolle Art und Weise, dass es ihr gelang, das Publikum in ihren Bann zu ziehen. Vor allem, nachdem Luchino Visconti, Opernregisseur an der Scala, sie dabei unterstützte, ihre Schauspielkunst zu perfektionieren, und sie somit zu einer der größten Opernsängerinnen ihrer Zeit wurde. Jedoch teilte nicht jede*r diese Meinung: Das italienische Publikum hatte hohe Ansprüche und Callas musste sich mit jeder Vorstellung erneut beweisen. Indessen sehnte sie sich nach Rückhalt, den sie bei Giovanni Menighini, einem reichen Großindustriellen mittleren Alters, fand. Es kam bald darauf zur Hochzeit. Marias Ehe war glücklich, auch wenn sie nicht auf Liebe und Leidenschaft beruhte, sondern auf Sicherheit und Unterstützung. Menighini konnte Callas geben, was ihr noch fehlte: internationale Kontakte, Zuwendung und finanzieller Rückhalt. Er formte ihr elegantes Äußeres, indem er sie mit teuren Kleidern und Accessoires ausstattete. In den 1950er-Jahren erreichte Callas den Höhepunkt ihrer Karriere; neben der Scala trat sie an großen Opernhäusern in der ganzen Welt auf, in Paris, London und New York. Überall wurde sie mit hysterischem Jubel empfangen. Trotz alledem war Callas' Wirkung auf die Öffentlichkeit nicht ausschließlich positiv und es kam zu vielen Skandalen.

LEIDENSCHAFT UND LEERE

Callas war eine perfektionistische und selbstkritische Frau. Daher sagte sie häufig Aufführungen kurzfristig ab, wenn sie ihrem eigenen hohen Standard nicht gerecht werden konnte. Obendrein war sie nicht nur streng mit sich selbst, aber auch mit Kolleg*innen, insbesondere, wenn diese Fehler machten. Dies führte zu vielen Konflikten und schlechter Presse. Ihr wurde Arroganz, Reizbarkeit und fehlende Professionalität vorgeworfen. Maria fühlte sich dadurch angegriffen und verletzt; der Kontakt mit der Presse war ihr verhasst. Zudem setzte ihr Mann sie unter Druck und drängte sie zu sämtlichen Klagen gegen Zeitungen und zu Auseinandersetzungen mit anderen Sänger*innen. Dennoch war sie eine sehr geschätzte Künstlerin, die in der »High Society« respektiert und gern gesehen war. Indes blieb in ihr eine Leere zurück. Maria hatte all ihre Leidenschaft, ihre Kraft und ihr Können in die Kunst gesteckt. Nun, da sie ihren Höhepunkt erreicht hatte, sehnte sie sich nach Liebe und Zuneigung. Sie fühlte sich einsam. Zu dieser Zeit lernte sie ihre große Liebe, Aristoteles Onassis, kennen, einen sehr reichen griechischen Großindustriellen.

Durch Onassis erfuhr Maria eine emotionale und sexuelle Liebe, die sie von ihrem Ehemann nie erhalten hatte. Er war ein Schürzenjäger, berühmt und berüchtigt für seinen Charme und seinen Charakter. Auf seiner Jacht in Griechenland gingen alle Größen der westlichen Welt, auch Maria Callas, ein und aus. Kurz darauf kam es zum Skandal und sie ließ sich von ihrem Mann scheiden. Zum ersten Mal in ihrem Leben empfand und empfing Maria eine leidenschaftliche Liebe.

VERLUST UND RÜCKZUG

Leider währte ihr Glück nicht lange: Ende der 1950er-Jahre begann eine Gesangskrise, in der sie nach und nach ihren Tonumfang und ihre Tonsicherheit verlor. Sie fürchtete sich vor Kritik und sagte regelmäßig Auftritte ab. 1965 gab sie in London ihre Abschiedsvorstellung als Tosca. Danach konzentrierte sie sich auf ihre Beziehung zu Onassis und plante ihre gemeinsame Zukunft. Nebenbei versuchte sie sich als Filmschauspielerin, Opernregisseurin und Dozentin an der *Julliard School* in New York. Doch alles blieb ohne Erfolg und konnte für sie den Gesang nicht ersetzen. Den letzten Schlag versetzte ihr Onassis, der 1968 überraschend die verwitwete Jacqueline Kennedy heiratete. Von seinem Verrat furchtbar verletzt, versank Maria in Verzweiflung und Einsamkeit. Sie konnte ihren Schmerz nicht überwinden. Als er 1975 schwer erkrankte, wachte sie an seinem Krankenbett, bis er verstarb. Im selben Jahr ging sie auf eine letzte Liedertournee; allerdings war sie nur noch ein Schatten ihrer früheren Größe. Danach zog sie sich aus der Öffentlichkeit zurück und isolierte sich in ihrer Pariser Wohnung, die sie nur noch selten verließ. Sie verfiel in Depressionen, ihr starker Wille, der sie bis an die Spitze der Musikwelt gebracht hatte, war endgültig gebrochen. Nach einem langen Missbrauch von Schlaftabletten starb sie im Alter von 53 Jahren am 16. September 1977. Zur Trauerfeier in Paris erschienen viele Freund*innen und Bewundernde. Ihre Asche wurde in Griechenland im Meer verstreut.

Maria Callas, die Göttliche, lebt als Legende fort und bleibt noch heute an ihrem 100. Geburtstag unvergessen.

Sie war eine vielschichtige Frau mit vielen Stärken und Schwächen, die ihr ganzes Leben der Kunst und der Liebe widmete. Daher war keine Rolle treffender als die der Tosca, die Folgendes singt: »Ich lebte für die Kunst, ich lebte für die Liebe …«

© Thomas Henze

Film

GROSSER KNALL UND NICHTS DAHINTER?

Text: Janis Glück | Foto: Digital Photo Archive

Subjektive Wertung: ★★☆☆☆
»Oppenheimer« von Christopher Nolan
Genre: Historische Fiktion
Erschienen: 2023

Nach Studienjahren in Deutschland kehrt der amerikanische Atomphysiker Robert J. Oppenheimer in seine Heimat zurück, um dort eine »neue Physik« zu gründen. Nach massivem Erfolg wird er zum Leiter des *Manhatten-Projekts* ernannt, ein durch die amerikanische Regierung initiiertes Forschungsinstitut zum Bau einer Atombombe. Der Film gipfelt nach circa anderthalb Stunden in der Detonation des ersten Testkörpers und öffnet eine neue Geschichte, der die Rezeption Oppenheimers in Amerika, seine vermeintlich kommunistische Vergangenheit und Spionagevorwürfe gegen ihn behandelt.

Durchsetzt ist der Film dabei von eingestreuten Szenen, in denen auf diesen zweiten Handlungsstrang verwiesen wird. Diese Schnipsel sind aber eines der vielen Probleme des Filmes: Sie sind willkürlich eingesetzt und wirken wie der gescheiterte Versuch, einer eigentlich dünnen Geschichte Tiefe zu verleihen. Dabei gibt es so viel, was nur richtig hätte erzählt werden müssen: Oppenheimers Verstrickungen in ein kommunistisches Millieu werden angerissen, die Frauen in seinem Leben sind nichts als eine Randnotiz und die Zweifel und Bedenken an seiner Arbeit nehmen nicht mehr als zehn Minuten des Films ein. Nolan versucht also, wortwörtlich alles gleichzeitig zu erzählen und doch nichts richtig.

»Jetzt bin ich der Tod geworden, der Zerstörer der Welten.«

Trotz der Kritik ist zu sagen, dass besonders die Filmmusik und die Bilder des Films einiges rausholen. Am Ende steht man also etwas ratlos da und wundert sich, wie das Drama auf der technischen Seite so brillieren, auf der Story-Ebene aber quasi nicht existent sein kann. ⓜ

Serie

MÖBIUS KLÄRT AUF

Text: Moritz Morszeck | Foto: Maxim Hopmann

Subjektive Wertung: ★★★★½
»Adelheid und ihre Mörder« von Michael Baier & dem *Norddeutschen Rundfunk*
Genre: Kimiserie
Erschienen: 1993

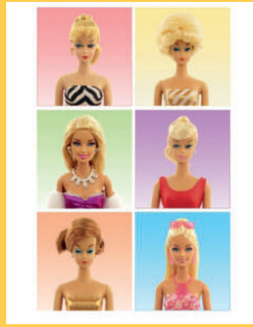
Wir feiern Jubiläum und diese Serie gleich mit. Vor 30 Jahren wurde »Adelheid und ihre Mörder« erstmals ausgestrahlt und eroberte damals im Sturm die Herzen des Publikums – vor allem aufgrund der wirklich tollen Schauspielerin Evelyn Hamann. Sie ist bekannt als langjähriger Sidekick von Loriot. Im Anschluss bewies sie, dass sie auch alleine eine Erfolgsgarantin ist – so auch bei »Adelheid und ihre Mörder«.

Worum geht's? Die Sekretärin Adelheid Möbius hatte schon immer den Traum, selbst Kommissarin zu werden. Im Sekretariat des Kommissariats sieht sie ihre Chance, eigene Ermittlungen aufzunehmen und hat stets den richtigen Riecher, bei wem es sich um den*die Mörder*in handelt. Dabei ermittelt sie im Alleingang clever an ihrem Chef vorbei. Ein unterhaltsamer Wettlauf um die Lösung des Falls!

»Frau Möbius, bitte geben Sie uns eine Chance […] und überlassen uns die Aufklärung.«

Die Serie setzt vor allem auf den Charme ihrer Hauptdarstellerin. Evelyn Hamann wartet mit ihrem gesamten Können auf und verleiht der Figur einen Charakter, der in den Bann zieht. Jede*r wird wohl mit der verschmitzten Sekretärin sympathisieren. Dabei weckt Adelheid Möbius die Hoffnung, dass Träume wahr werden können – so wie sie es schafft »Kommissarin« zu werden. Daneben weckt die Serie Nostalgiegefühle – Münztelefone und alte Kastencomputer. Es macht Spaß, sich in diese Zeit zu versetzen, die gar nicht lange her ist. Wer Lust bekommen hat auf die Serie, sollte unbedingt hineinschauen. Dabei möchte ich vorwarnen, dass sie nicht temporeich erzählt wird, sondern mit viel Ruhe und ohne große Aufregung bei der Erzählweise der Handlung. ⓜ

Film



LIFE IN PLASTIC

Text: May Chicou | Foto: Beau Dunn

Subjektive Wertung: ★★★★☆
»Barbie« von Greta Gerwig
Genre: Komödie/Drama
Erschienen: 2023

Der Film ist eine Ode an die Geschichte der berühmten, geliebten und zugleich verhassten Puppe. In der perfekten Welt von *Barbie-Land* ist die Frau zu allem fähig und macht auch alles. Ken existiert nur. Die Puppen leben glücklich und glauben, sie hätten menschliche Mädchen in der realen Welt glücklich gemacht. Doch eines Tages beginnt die stereotypische Barbie, sich zu verändern. Auf Anraten der »komischen Barbie« macht sie sich auf den Weg in die reale Welt, um das Mädchen zu finden, dem sie einst gehörte, damit sie ihre Perfektion wiedererlangen kann. Auf ihrer Suche wird sie von einem Ken begleitet, der in sie verliebt ist. Er wird in der realen Welt den Sinn seines Lebens finden.

»Menschen kommen und gehen, aber Ideen bleiben ewig.«

Der Film schafft eine Welt, in der die Rollen vertauscht sind, um auf die Stellung der Frau in unserer Gesellschaft aufmerksam zu machen und diese zu kritisieren. Bemerkenswerte Sache. Gerwig schafft es, Barbie als Spiegelbild ihrer Zeit zu etablieren und nicht als Grundlage all der Übel, die das weibliche Geschlecht plagen. Es ist ein lustiger, sehr farbenfroher und verrückter Streifen mit einer guten Botschaft und rundum großartigen schauspielerischen Leistungen. Zudem ist es auch ein Film, der über den Sinn des Lebens reflektiert und darüber, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Somit ist der Film eine Laudatio an die Menschheit.

Allerdings: Auch wenn der Film im Gesamtpaket sehr gut ist, bleibt er ziemlich oberflächig. Denn die Darstellungen von Frauenfeindlichkeit in der realen Welt wurden ziemlich stereotypisch und lächerlich dargestellt. Das macht die Kritik weniger ergreifend, als sie hätte sein können, wenn sie den Sexismus, unter dem Frauen leiden, realistischer dargestellt hätte. ⓜ

Buch

BEWEGEND, REALISTISCH

Text: Zoe Bigall | Foto: Jonas Amelong

Subjektive Wertung: ★★★★★
»Wir Kinder vom Bahnhof Zoo« von Kai Hermann & Horst Rieck
Genre: Biografie
Erscheinungsjahr: 1978

»Wir Kinder vom Bahnhof Zoo« beruht auf wahren Erlebnissen und Erfahrungen der drogensüchtigen Teenagerin Christiane Felscherinow, besser bekannt als Christiane F. Ganz direkt und mit kühler Distanz schreiben die Autoren aus der Ich-Perspektive über ihren Alltag, ihre mentalen Prozesse und ihre Heroinsucht – und nehmen die Lesenden dabei voll und ganz mit.

»Wir malten uns in rosa Farben unser Leben nach dem Entzug aus […].«

Die Handlung beschreibt die frühen Jahre der damals 16-jährigen Christiane F., die wegen Drogenbesitzes angeklagt wurde. Mit zwölf Jahren hatte sie den ersten Kontakt zu illegalen Drogen. Zwei Jahre später war sie bereits heroinabhängig. Das autobiografische Werk umfasst den Umzug ihrer Familie nach Berlin, ihre Sehnsucht, Anschluss zu finden, bis hin zum Tod des jüngsten Drogenopfers Deutschlands: Christianes 14-jähriger Freundin Babsi. Die Lesenden erleben den Wandel eines naiven Kindes zu einer jungen Teenagerin, die sich für ihren Drogenkonsum auf dem Kinderstrich am Bahnhof Zoo prostituieren muss. Schlussendlich versucht Christiane einen Entzug zu machen. Dabei schaffen die Autoren ein sowohl verängstigendes als auch realistisches Bild über den verzweifelten Versuch einer Minderjährigen, nicht vor ihrem 20. Lebensjahr zu sterben. Vor 45 Jahren erschien das Buch, das Einblicke in die Drogenszene und minderjährige Anschaffungsprostitution West-Berlins gewährt. Bis heute gehört »Wir Kinder vom Bahnhof Zoo« zu einem der bekanntesten deutschen Bücher. ⓜ

moritz.uncut

PODCAST

FÜR DIE ALLE NOCH MEHR MORITZ WOLLEN

webmoritz.de
Robert Wallenhauer

ZAHLENMORITZEL

5				2			3	9
	4	2		1				
1		7	3		6	5		
7			8	9	5		2	1
6			2			7	9	4
2	1		4					5
			1		8			3
		1		4		2	6	
		3				9		8

BILDERMORITZEL

Wieder einmal gibt es in diesem Heft für euch ein wenig Rätselspaß, um sich die Zeit in und außerhalb der Universität zu vertreiben. Sobald ihr die Zahlenkombination der waagerechten mittleren Reihe des Sudokus entschlüsselt habt, wisst, wie oft sich die 25 im Bild verbirgt, oder die Lösung des Gittermoritzels entschlüsselt habt, könnt ihr uns eure Antworten sowie euren vollständigen Namen unter dem Betreff »Moritzel« an folgende E-Mailadresse schicken: *magazin@moritz-medien.de*. Euer Gewinn wird euch nach Absprache zugeschickt oder zur Abholung bereitgestellt.

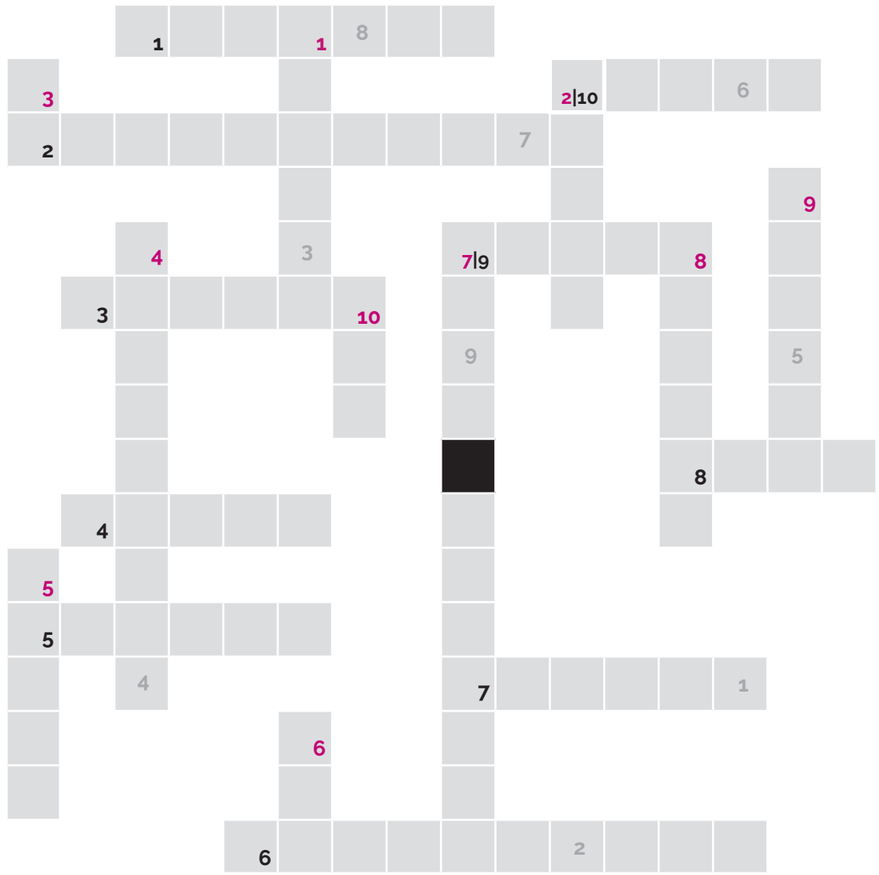
GITTERMORITZEL

WAAGERECHT

1. 30. Todestag von Schauspielerin Audrey ...
2. 75 Jahre Ausgburger ...
3. 100. Geburtstag von Vicco von Bülow (Künstlername):
4. »Rock me Amadeus«-Sänger hat 25. Todestag:
5. König der Hunnen (1570. Todestag)
6. 550. Geburtstag von Nikolaus ... (heliozentrisches Weltbild)
7. 80. Todestag von »Weiße Rose«-Mitglieder Geschwister...
8. Am 19. Febrzuar 1963 ist der britische Sänger ... geboren
9. Vorname der griechischen Sopranistin Callas (100. Geburtstag)
10. 160. Todestag von Jacob Grimm, Geburtsstadt: ...

SENKRECHT

1. 140. Geburtstag des italienisch faschistischen Diktators ... Mussolini
2. 160. Geburtstag vom Gründer von *Ford* (Vorname)
3. Initialen eines spanischen Malers, 50. Todestag
4. 150. Todestag von Napoleon ...
5. 75. Todestag von Mahatma ...
6. 90. Geburstag von Yoko ... (Ehepartner: John Lennon)
7. 40. Geburtstag vom deutschen Sänger ... (Vor- und Nachname)
8. Todesmonat vom deutschen Politiker Walter Ulbricht
9. 65. Geburtstag vom italienischen Sänger ... Bocelli
10. 2023 hat viele Geburtstage, aber auch viele ...estage



LÖSUNG:

1
2
3
4
5
6
7
8
9

DIESES MAL ZU GEWINNEN

1 x 10-€-Greifswald-Gutschein

Einsendeschluss: 30. Oktober 2023

LÖSUNGEN DER AUSGABE MM163

Sudoku: 286934571

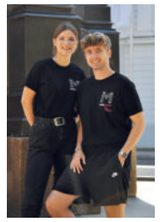
Bilderrätsel: St. Jakobi-Kirche Richtung Domstraße

Gittermoritzel: Sommer

CHEFREDAKTIONEN-SPEZIAL

DIE DA OBEN

Interviews: Clara Ziechner & Jette Boeck | Fotos: Hannah Dautwiz, Clara Ziechner, Dennis Wenzien



moritz.tv

Namen: Dennis und Leonie

Seit wann seid ihr in der Chefredaktion?

Dennis: März 2022

Leonie: November 2022

Was macht euch an eurer Arbeit am meisten Spaß?

Dennis: Ich liebe das Klima und den Spirit innerhalb der *moritz.medien*. Man arbeitet mit tollen, lieben Menschen und kann so viel dazulernen. In dieser Zeit in der Chefredaktion bin ich sehr gewachsen und genieße den Posten jeden Tag. Man hat Insights in die HoPo und Universitäres und ist Teil eines grandiosen Netzwerkes!

Leonie: Am meisten gefällt mir das Miteinander. Obwohl ich eigentlich lieber alleine herumwusel, genieße ich den Austausch und die gegenseitige Unterstützung. In der Chefredaktion können wir unserer Kreativität freien Lauf lassen.

webmoritz.

Namen: Adrian und Jan-Niklas

Seit wann seid ihr in der Chefredaktion?

Adrian: April 2022

Jan-Niklas: Mai 2023

Wie bist du in der Chefredaktion gelandet?

Adrian: Zu der Zeit hatten wir online Redaktionssitzungen. Von den damaligen Chefredakteur*innen war Julian verhindert und Lilli durch Halsschmerzen angeschlagen. Spontan entstand die halbironische Idee, dass jemand anderes die Sitzung leiten könnte. Zur Auswahl zog man das *BBB*-Zufallstool heran und es wählte mich. Entgegen den Erwartungen leitete ich die Sitzung. Da eine Nachfolge für die beiden fällig war, wurde ich in der nächsten Zeit dazu überredet und irgendwann landete ich in der Rolle des Chefredakteurs.

Was macht dir an deiner Arbeit am meisten Spaß?

Jan-Niklas: Eigentlich gibt es nichts, was mir keinen Spaß macht. Seien es die Redaktionssitzungen oder auch unterschiedliche Events, die veranstaltet werden. Besonders gefällt mir aber das Begleiten einer Idee bis hin zum fertigen Artikel aber auch die Liveticker zu den einzelnen StuPa-Sitzungen und der Vollversammlung haben ihren eigenen Reiz auf mich. Auch an redaktionsübergreifenden Arbeiten habe ich viel Freude.

likemoritz.

Name: Hannah

Seit wann bist du in der Chefredaktion?

Mai 2023

Wie bist du in der Chefredaktion gelandet?

Sehr spontan! Anfang des Jahres entschloss ich mich, bei Social Media mitzumachen. Zu dem Zeitpunkt wurde schon eine neue Leitung gesucht. Eigentlich machte ich mir keine Gedanken darüber, weil ich erstmal das Team und den Arbeitsprozess kennenlernen wollte. Als sich aber über einen längeren Zeitraum niemand gefunden hat, dachte ich mir dann: Warum eigentlich nicht?

Was macht dir an deiner Arbeit am meisten Spaß?

Ich freue mich immer ganz besonders auf unsere Treffen! Es macht mir sehr viel Spaß, gemeinsam mit den anderen kreativ zu sein, indem wir über neue Beitragsideen und deren Umsetzung brainstormen.

moritz.magazin

Namen: Clara und Jette

Seit wann seid ihr in der Chefredaktion?

Clara: Oktober 2022

Jette: April 2023

Was macht euch an eurer Arbeit am meisten Spaß?

Clara: Im Entstehungsablauf der Ausgaben macht es mir am meisten Spaß, am Layout zu arbeiten. Kreativ zu werden und zu sehen, wie die Artikel Gestalt annehmen, ist eine sehr dankbare Aufgabe. Außerdem finde ich es spannend, die Arbeit zu koordinieren und Ansprechpartnerin für unsere Redakteur*innen zu sein.

Jette: Ich finde es cool, den letzten Feinschliff zu übernehmen. Am schönsten finde ich aber, dass man so schnell ein soziales Netz aufbauen kann und die *moritz.family* wie ein zweites Zuhause für mich geworden ist.

Anzeige

DRUCKHAUS MARTIN PANZIG GmbH

Druckhaus Martin Panzig GmbH
Fleischerstraße 4 • 17489 Greifswald

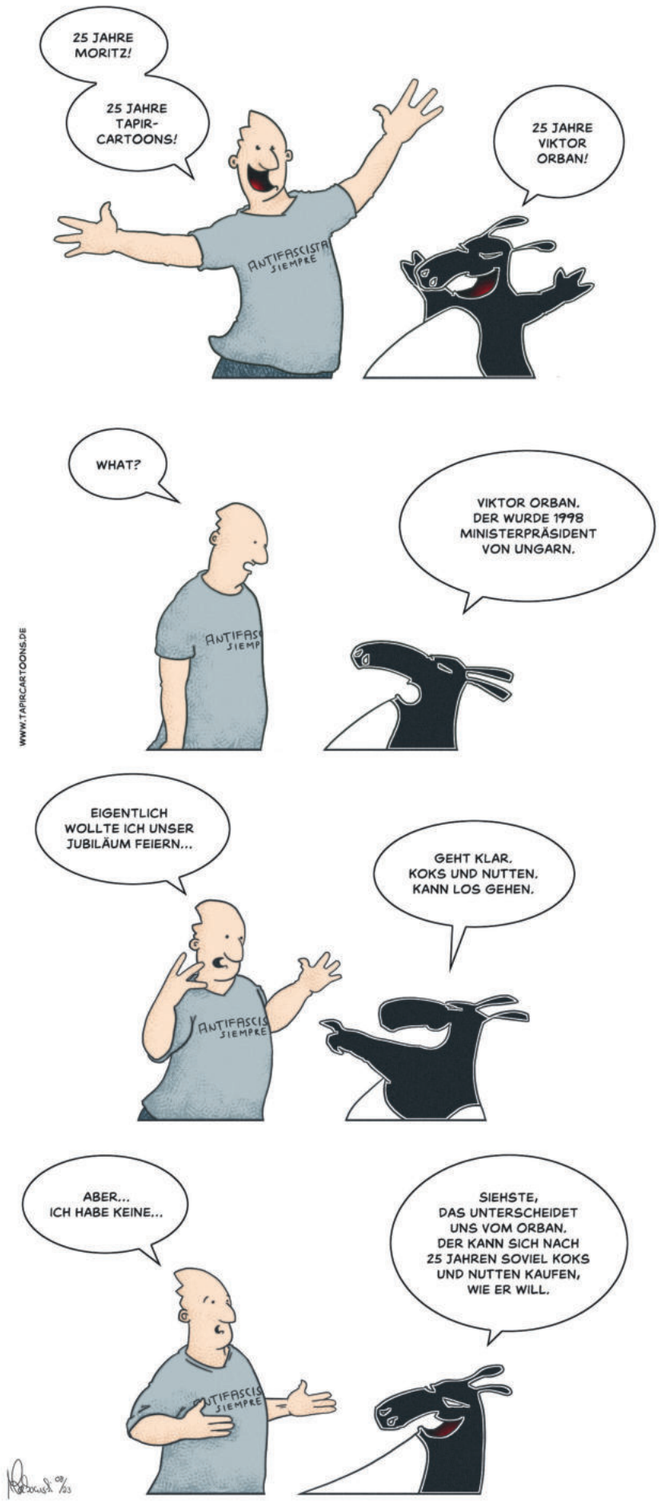
eMail info@dh-panzig.de
www.dh-panzig.de

... gestalten, drucken, veredeln

Druck-Hotline
(03834) 4445507

PANZIG.
PRINTED IN MECKLENBURG-VORPOMMERN

25 JAHRE TEXT UND ZEICHNUNGEN VON OLD-MAN MAKOWSKI



1998 begann mit der Gründung von Google das Zeitalter des Überwachungskapitalismus.

Google

Privatsphäre gibt es nicht mehr.

1998 wurde die Todesstrafe aus der bayerischen Verfassung gestrichen.

Weitere Schritte in Richtung Zivilisation sind nicht bekannt.

1998 gab die Rote Armee Fraktion ihre Auflösung bekannt.

RAF

Seither starben zehn mal so viele Menschen durch rechten Terror und die Deutschen wählen heute wieder Nazis.

1998 kam Viagra auf den Markt.

VIAGRA® (sildenafil)

Viktor Orban kriegt auch mit Viagra seit 25 Jahren keinen mehr hoch.

KOLUMNE

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER

Text: Annika Braasch

Es ist so weit. Es sind nun 25 Jahre, die wir hier, an der *Universität Greifswald*, zusammen verbringen. Es ist der Geburtstag des *moritz.magazins*. Seit 25 Jahren gibt es Studierende wie Dich, unsere Kommiliton*innen und uns, die sich dazu entschieden haben oder vielleicht noch entscheiden werden, ein Teil des *moritz.magazins* zu werden. So lange arbeiten wir schon an diesem studentischen Magazin und entwickeln uns gemeinsam weiter. Wir lernen für die Uni, gehen zu Redaktionssitzungen, grübeln über Texte, die wir vielleicht noch schreiben könnten, arbeiten an aktuellen Artikeln und bilden uns täglich weiter. Wir bemühen uns, uns weiterzuentwickeln und immer auf dem neuesten Stand zu bleiben, um Euch glücklich mit einem neuen Magazin in der Hand zu sehen. Ohne Euch wären wir nicht mehr hier, ohne unsere Leser*innen hätte unsere ganze Mühe keinen Sinn und genau deswegen wollen wir hier einmal ganz klar Danke sagen.

Danke, dass Ihr dieses Magazin lest. Danke, dass Ihr immer wieder schaut, ob ein neues Heft draußen ist. Danke, dass Ihr mit uns philosophiert und rätselt. Ihr seid immer da und das Ausgabe für Ausgabe. Danke, dass wir immer wieder neue, aufgeregte Gesichter sehen, die zu unseren Redaktionssitzungen kommen und ein Teil von unserem Team werden wollen. Danke, dass Ihr da seid.

Wir sind Studierende, wir sind eine Gemeinschaft und wir leben in unserer eigenen Welt. Jedoch wollen wir uns auch dafür bedanken. Danke, dass wir alle unser Studium gemeinschaftlich meistern und durchstehen. Wir haben es alle oft nicht leicht, sind viel im Stress und geben jeden Tag unser Bestes, aber wir tun das als Team. Danke, dass Ihr uns immer wieder aufs Neue begleitet und dieses Magazin lest.

IMPRESSUM

Redaktion & Geschäftsführung

Rubenowstraße 2b, 17489 Greifswald | Telefon 03834 – 420 1759
E-Mail *magazin@moritz-medien.de*
POSTANSCHRIFT
moritz. – Das Greifswalder Studierendenmagazin
c/o Zentrale Poststelle, Rubenowstraße 2, 17489 Greifswald

Geschäftsführung & Anzeigen

Caroline Rock
Niklas Michel

Chefredaktion

Clara Ziechner (V.i.S.d.P.)
Jette Boeck

Ressortleitung

FORUM: Lara Sitzmann & Hannah Dautwiz
UNI.VERSUM: Janis Glück & Robert Wallenhauer
GREIFSWELT: Friederike Henke
KALEIDOSKOP: May Chicou & Jeanne D'Arc Pfendt

Lektorat

Janis Glück, Julia Krakow, Josephine Vietze, Nele Zühlke

Redaktion

Zoe Bigall, Jette Boeck, Annika Braasch, May Chicou, Hannah Dautwiz, Janis Glück, Friederike Henke, Julia Krakow, Kai-Uwe Makowski, Moritz Morszeck, Jeanne D'Arc Pfendt, Lina Schrader, Anika Seemann, Lara Sitzmann, Josephine Vietze, Robert Wallenhauer, Sun Young-Eun, Clara Ziechner, Nele Zühlke

Layout & Gestaltung

SATZ & LAYOUT: Zoe Bigall, Jette Boeck, May Chicou, Janis Glück, Friederike Henke, Julia Krakow, Jeanne D'Arc Pfendt, Lara Sitzmann, Robert Wallenhauer, Clara Ziechner, Nele Zühlke
UNI.DOKU: Sun Young-Eun
TAPIR: Kai-Uwe Makowski
COVER: Lara Sitzmann & Clara Ziechner
DRUCK: Druckhaus Martin Panzig GmbH

Herausgeber

Studierendenschaft der Universität Greifswald, vertreten durch den Medienausschuss, Friedrich-Loeffler-Straße 28, 17489 Greifswald
moritz.magazin – das Greifswalder Studierendenmagazin, erscheint sechs Mal im Jahr in einer Auflage etwa 1.200 Exemplaren. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit immer montags um 19.30 Uhr in der Rubenowstraße 2b (Dachgeschoss). Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht vor, eingereichte Texte und Leserbriefe redaktionell zu bearbeiten. Namentlich gekennzeichnete Artikel und Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die in Artikeln und Werbeanzeigen geäußerten Meinungen stimmen nicht in jedem Fall mit der Meinung des Herausgebers überein. Für Inhalte und Gestaltung der Anzeigen sind Dritte verantwortlich. Alle Angaben sind ohne Gewähr.

Nächste Ausgabe: Dezember 2023

Gefördert aus dem Fonds für
Vorpommern
und das östliche Mecklenburg

KOMPASS M-V
Richtungswechsel mit Rückenwind

Das Portal bei Studienzweifel und Studienabbruch

GEFÖRDERT VOM
Bundesministerium für Bildung und Forschung

moritz.medien

medien.café

Samstag, 14. Oktober 2023

16 Uhr

Rubenowstraße 1

Hörsaal 4